

Vorbereitungsklasse

I. Preis

Krueger Otto.

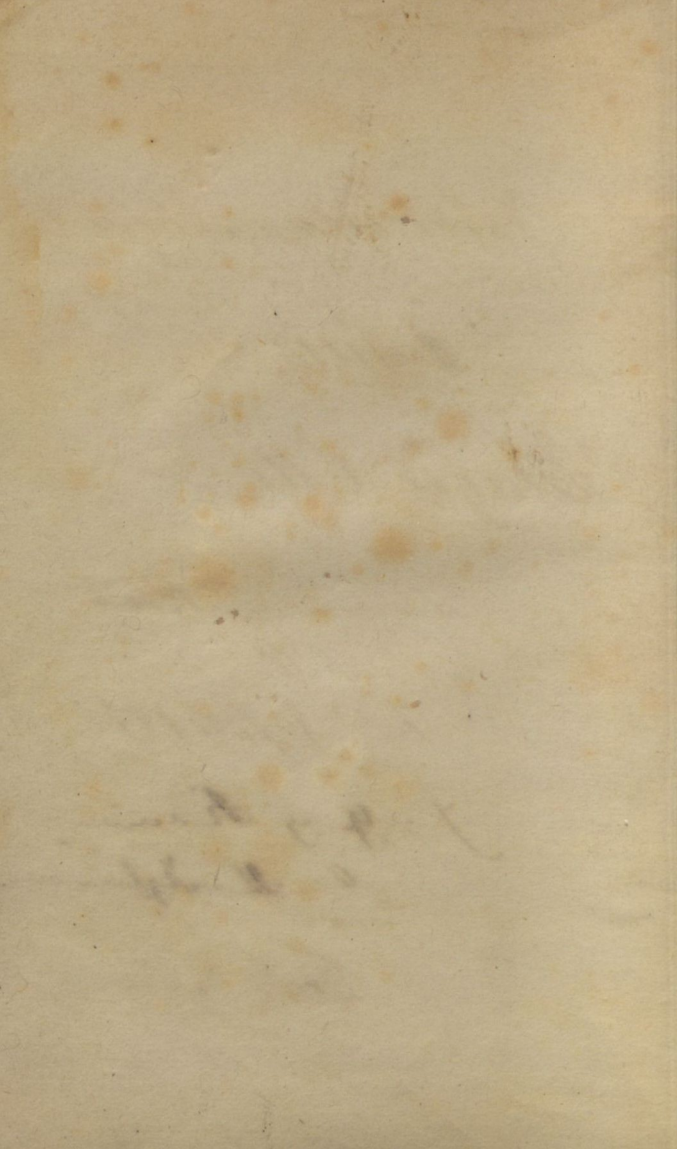
Kgl. Lehrersekt. Inspektion
Raiferszell.

Am 8. Juli 1872.

J. G. Kimm,
u. H. Kimm.

Gill, Lehrer.





Katholische
Unterhaltungsbibliothek.

Herausgegeben

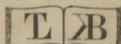
von

L. v. Seemstede.

I. Jahrgang.

Drittes Bändchen:

Banning, Vor drei Jahrhunderten.
(Erster Theil.)



Aachen,
Verlag von Leo Teppe.
1871.



Vor drei Jahrhunderten.

Passionsblumen,
im „Kenneimerland“ gepflückt.

Von

H. A. Banning.

Dem Holländischen nacherzählt

von

L. v. Seemstede.

(Bekrönte Preiserzählung.)

Erster Theil.

T B

Nachen,

Verlag von Leo Depe.

1871.



Die drei ...

... ..

... ..

...

... ..

... ..

...

... ..



... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

...

I.

Die Geschichte, die wir dem freundlichen Leser mitzutheilen beabsichtigen, hat sich in der Stadt Haarlem und zwar in den traurigen Jahren 1572—1573 zuge tragen.

Zu jener Zeit war die Spaarnestadt, so genannt nach dem Flüsschen gleichen Namens, weit und breit als eine der größten, schönsten und blühendsten Städte Hollands bekannt und berühmt. Diese Größe und Wohlhabenheit hatte sie hauptsächlich dem Ruf ihrer Webereien, sowie ihrer Bierbrauereien zu verdanken; Holland war damals wegen seiner Tuchfabriken im Auslande berühmt und Haarlem trug zu diesem Ruhme nicht Weniges bei. Es hielten sich deshalb zu jeder Zeit Engländer und Spanier dort auf, die von ihren Regierungen gesandt waren, um sich mit der Art und Weise der holländischen Tuchbereitung bekannt zu machen, und die Gilde des heiligen Livinus, deren „Kammer“ sich in der Blamingstraße befand, wie noch vor etlichen Jahrzehnten zu sehen war, erfreute sich, um dem Fabrikwesen einen noch höheren Aufschwung zu geben, besonderer Vorrechte, welche den Neid der übrigen Gilden nicht wenig erregten. Im Jahre 1524 ließen sich zuerst vier Spanier in Haarlem nieder, mit der Absicht, eine Fabrik von „schwarzem in der Wolle gefärbtem Tuch“ zu errichten.

Mit den Bierbrauereien Haarlems konnte keine einzige Stadt im Lande wetteifern. Es befanden sich deren zu jener Zeit der Blüthe mehr als 80 innerhalb der Stadtmauern und an den beiden Ufern der Spaarne zählte man nicht weniger als 39. Die Regierung war so sehr überzeugt von dem großen Nutzen, den diese Brauereien der Stadt brachten, daß sie wiederholt und noch bis zum Jahre 1584 verbot, an der Südseite des Zylweges Bleichplätze anzulegen, damit nicht das schmutzige Wasser in den Canal flösse, woraus die Brauer ihr Wasser holen mußten. Die Regierung hatte sogar zwei Jahrhunderte lang zu Gunsten der Brauereien, die einen bedeutenden Theil zur städtischen Steuer beitrugen, die Errichtung von Schenken bis auf eine gewisse Entfernung von der Stadt untersagt. Eine der letzten Verordnungen, die hierauf Bezug hat, ist die von Kaiser Karl V. aus dem Jahre 1548, worin die Eröffnung von Schenken in der Nähe der Stadt verboten wird, „om te beletten (verhindern) de delicten van doodslagen, moorden, luxuriën, dronken drinken, vlouken, zweeren, dobbelen ende andere mesusen (Mißbräuche), die gebeuren (geschehen) in de huysen ende tavernen, staande buyten (außerhalb) onse voorsz. (obengenannte) stede van Haarlem, in den ban (Kreis) van Heemstede (ein Dorf bei Haarlem) ende omdat (damit) deselve stede in heuren excynsen (Abgaben) niet gefraudeert (betrogen) en souden worden“.

Haarlem war auch mit vielen kirchlichen Vorrechten theilhaftig und wurde selbst auf Ansuchen König Philipp II.

durch Papsst Paul IV. zu einem Bischofsstz erhoben. Viele Klöster, Gotteshäuser und andere geistliche Institute, die der Stadt wieder manchen Nutzen brachten oder für die Bedürfnisse der Armen und alten Leute sorgten, hatten ähnliche Vorrechte. So liest man u. A. in den Beschlüssen der deßfalligen Behörde vom 26. Mai 1503, hinsichtlich der „verschleierten Beguinen“: „Dat van nu voirtaen de beggynen van den grooten hove van allen excynsen, die binnen deze stede zyn, of namaels by nieuwe (neue) lasten upgesteld zullen mogen worden, zy volstaen (genügen) zullen, mits (indem) betaelende alleen half excyns, mit conditiën, dat zy geen en wyn inleggen en zullen mogen“.

Als die unselige Lehre, welche man die Reformation nennt, auch hier zu Lande die Herzen erregte und die Köpfe verwirrte, da reichten sich die kirchlichen und staatlichen Ruhestörer alsbald die Hand, um geistliche und weltliche Autorität zu gleicher Zeit zu untergraben; in Folge dessen wurden nicht nur die erwähnten Vorrechte, sondern die geistlichen Institute selbst ganz und gar abgeschafft und ausgerottet. Noch waren die vornehmsten Städte und Festungen in der Macht der Spanier, als man schon die heiligschändende Hand an jene Jahrhunderte alten Stiftungen schlug, welche niemals anders als durch Gewalt und Raub Staatseigenthum werden können, weil sie durch besondere Erblassung und Gaben begründet und unterhalten wurden, unter der unerläßlichen Bedingung, ja selbst unter Androhung der Strafen des Himmels, daß

dafür zu ewigen Zeiten gewisse gute Werke verrichtet würden. Nachdem es jedoch, wie der „Geschichtsbaumeister“ van Dosten de Bruyn in seiner „Beschreibung von Haarlem“ sagt, „den Bemühungen unserer Vorfäter und hauptsächlich denen Seiner Excellenz, unseres Landesvaters Wilhelm I. gelungen war, zugleich mit dem Joch der spanischen Tyrannei, die Herrschaft der Geistlichkeit abzuschütteln“, begann man, ganz im Streit mit dem Versprechen vollkommener Religionsfreiheit, unmittelbar damit, die Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeits-Anstalten zu berauben und die Quellen der Gottesfurcht und der christlichen Liebe zu verstopfen. Die Männer, die das „Joch der Tyrannei“ abgeschüttelt hatten, wurden nun ihrerseits viel schlimmere Tyrannen, indem sie sich das Eigenthum Anderer aneigneten, Glauben und Gewissen in Fesseln schlugen und die Bewohner der Klöster und Gotteshäuser der Armuth und dem Elend preisgaben, wenn sie nicht gar bis zum Tode verfolgt wurden.

Wenn jetzt ein Fremder Haarlem besucht, so wird er hauptsächlich auf die folgenden Merkwürdigkeiten, welche aus jener Zeit datiren, aufmerksam gemacht: das Bildniß der Frau Kenau Simons Hasselaar, in der Hand den Speiß, das Schwert an der Seite und die Schärpe um die Schulter geschlungen, worunter zu lesen steht:

„Kenau Hasselaar, de Kenmer *) Amazoon,
Der vrouwen Aartsheldin op Haarlems veege (schwach)
wallen“.

*) Aus dem „Kennemerland“, wie die Gegend um Haarlem heißt. Diese Frau hat sich bei der Belagerung Haarlems besonders ausgezeichnet.

Dieses Bild hängt in „de Doelen“ *), wo man auch einen Stein findet zum Andenken an einen gewissen Wybout Ripperda, einen Friesen, der bei der Belagerung Haarlems den Oberbefehl führte. Ferner wird man ihm in der großen Kirche, worin man früher ein silbernes Bildniß des heiligen Bavo, 35 Altäre und eine große Anzahl werthvoller Statuen fand, außer der großen Orgel, einen Gedenkstein zeigen für Peter Janszoon de Raadt, welchen die Stadt während der Belagerung errichtete. Jeder Haarlemmer kennt diese Denksteine und man wird schwerlich Jemanden in ganz Holland finden, dem der Name Kenau Hasselaar fremd wäre. Aber die Namen zweier ausgezeichneten Männer, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch die Wohlfahrt Haarlems mit allen ihren Kräften förderten und in demselben Zeitraume für die Rechte der Bürger, für Pflicht und Gewissen gegen revolutionäre Gewalt kämpften und litten, ja eines schmählischen Todes sterben mußten — jene Namen sind selbst den meisten Katholiken gänzlich unbekannt.

Wir haben uns deshalb vorgenommen, einen Blick auf jene blutige Glaubensverfolgung, die vor drei Jahrhunderten in den Niederlanden wüthete, zu werfen, um uns mit einigen tapfern Bekennern, die den guten Kampf gekämpft haben, näher bekannt zu machen. Wir wollen Passionsblumen pflücken auf dem Boden des Kennemerlandes, um sie dem Andenken Jener zu weihen, die durch ihr Märtyrerthum geadelt wurden: Männern, deren

*) Doelen heißen jene Häuser, wo früher die Schützengilden ihre Versammlungen hatten, von doel = Ziel.

Thaten man in Haarlem nicht in Marmor gemeißelt und durch Gedächtnistafeln verewigt findet, sondern deren Namen durch den Ewigen Bergelster in das Buch des Lebens eingeschrieben sind.

Im Jahre 1572 stand ungefähr in der Mitte der Damstraße zu Haarlem ein Haus, das etwas ansehnlicher und nobler aussah, als die anderen Häuser in jenem Viertel. Es war denn auch schon Jahre lang von einem der Regierungsräthe, dem Bürgermeister Quirinus Dirkszoon bewohnt, einem Manne, der unsäglich Viel zur Blüthe der Stadt beigetragen hat. Wir finden den Bürgermeister am 10. August des genannten Jahres mit seiner Frau und seiner Tochter, einer jungen Wittve, in dem gewöhnlichen Wohnzimmer des Hauses beisammen.

Der Abend hat sich bereits gesenkt, so daß die Fensterläden geschlossen sind und die Lampe einen matten Schein in dem Zimmer verbreitet. Quirinus sitzt in einem hohen Sessel, auf dessen Lehne das Wappen der Stadt zu sehen: ein Geschenk besserer Tage, als die Bürger seine Verdienste noch zu schätzen wußten. Es ist ein Mann von 67 Jahren, von mittlerer Größe, doch, wie sein Biograph meldet, von sehr vornehmem Außern und leutseligen Manieren. Jemand, der ihn nicht kannte, würde ihn gewiß viel eher für einen Gelehrten, als für einen Bürgermeister und Tuchhändler gehalten haben, denn dem Beobachter konnte es nicht entgehen, daß die scharfen Linien, die seine Stirne durchfurchten, nicht so sehr von drückender Sorge, als vielmehr von tiefem Nachdenken dort zurückgeblieben waren.

Von seiner Gattin Martha konnte man dieses nicht behaupten. Sie war um wenige Jahre jünger, aber auf ihrem Antlitz schienen Sorge und Kummer wie eingeprägt. Man konnte es ihr deutlich ansehen, daß ihre Seele unter Leiden gebeugt ging. Ihre Tochter Maria dagegen hatte die unbewölkte Stirn und die großen Augen ihres Vaters. Sie mochte kaum 25 Jahr alt sein, und die blühende Gesundheit, deren sie sich erfreute und wovon ihr Angesicht ein beredtes Zeugniß gab, ließen sie noch jünger erscheinen, so daß Niemand sie für eine Wittve gehalten hätte.

Quirinus hatte sich schon lange Zeit mit einem Haufen Papiere zu schaffen gemacht, die auf dem Tische, woran er saß, zerstreut lagen. Seine Frau saß ihm gegenüber, mit den Händen in dem Schooße, in tiefe Gedanken versunken, die wahrscheinlich nicht sehr erheiternder Art waren, denn man hörte sie von Zeit zu Zeit tief aufathmen, wie gewöhnlich Jene thun, die von finsternen Gedanken gequält werden oder die einen Kummer empfinden, den sie nicht zu verbergen wissen.

„Du bist nun schon seit drei Tagen mit Deinen Papieren beschäftigt, Vater!“ sagte sie endlich zu ihrem Gatten, „und es kommt mir vor, als wenn Du heut' Abend noch nicht damit fertig werden wirst“.

„Wir wissen nicht, was wir in diesen traurigen Zeiten zu erwarten haben“, antwortete Quirinus, „und darum ist es gut, wenn man Vorsorge trifft“.

„Du machst mich unruhig durch die außergewöhnliche Sorgfalt, die Du in der letzten Zeit an den Tag legst,

um Deine Sachen zu ordnen. Es schwebt gewiß Etwas über uns, das Du mir verbergen willst“.

„Nicht doch, Mutter, durchaus nicht!“ sprach der Bürgermeister in beruhigendem Ton, indem er seine Frau anzulächeln suchte. „Aber Du mußt nicht vergessen, daß ich ein alter Mann bin und daß geschrieben steht: Mensch, ordne Deinen Haushalt, denn Du wirst sterben!“

„Du warst vor Einem Jahre und vor zwei Jahren nicht um so Vieles jünger; das kann also kein Grund sein, um nun mit Einem Male mit solcher Uebereilung Deine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen“.

„Nein, allerdings“, sagte Quirinus; „aber ich habe Dir ja schon gesagt, daß wir in traurigen Zeiten leben und nicht wissen können, welches Gewitter sich über unsere Häupter zusammenzieht“.

„Sind denn dort Papiere drunter, die Dir Angelegenheiten bereiten könnten, wenn die Bosheit ganz die Macht in Händen bekommen sollte?“

„Ich habe in der Ausübung meines Amtes stets nach Gerechtigkeit gestrebt und Nichts gethan, was mit meinem Gewissen in Streit war“, erwiderte Quirinus, „aber das Auge dessen, der unser Verderben will, ist voller List; sowie uns das traurige Schicksal des ehrwürdigen Kanzlers von England, Thomas Morus, lehrt, der dem abscheulichen Apostaten Heinrich VIII. zum Opfer fiel“.

„Du erschrickst mich“, rief seine Frau erbleichend. „Hast Du wirklich außergewöhnliche Gründe, eine Verfolgung befürchten zu müssen, so sage es mir! Ich bin nur eine schwache Frau; aber sei versichert, daß ich Dir

nicht mit eiteln Klagen lästig fallen werde, wenn Gefahren uns bedrohen möchten; die Gewißheit von dem Bestehen dieser Gefahren ist mir lieber, als deren Verheimlichung“.

Quirinus reichte seiner Frau die Hand, als er sah, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Du hast Recht“, sagte er, „eine sichtbare Gefahr stärkt den Muth Jener, die auf Gott vertrauen, während Ungewißheit oft selbst den Stärksten beunruhigt. Darum verspreche ich Dir, daß ich Dir Nichts verheimlichen werde; aber glaube mir denn auch, so lange ich Dir sage, daß Du Nichts zu befürchten hast. In Gefahr befinden sich jetzt eigentlich Alle, die Gott mehr fürchten als die Menschen, die mehr an ihrem Glauben, als an irdischen Gütern hängen; und es ist sehr natürlich, daß diese Gefahr für Jene, die als Magistratspersonen die Rechte der Kirche und des Staates vertheidigt haben, größer ist, als für die anderen einfachen Bürger. Obschon ich Dir wiederhole, daß in den letzten Tagen Nichts vorgefallen ist, was mich persönlich besonders beunruhigen könnte, so kann es doch sehr leicht möglich sein, daß dieser Tag nicht fern ist, und darum will ich alle meine Papiere gehörig in Ordnung bringen: Niemand wird sagen dürfen, daß der Bürgermeister Quirinus sich eine Unachtsamkeit oder ein Verschmämmiß zu Schulden kommen ließ. Uebrigens ist es nicht nur meiner selbst, sondern noch mehr meines Amtsgenossen Roosvelts wegen, daß ich mir so Viel mit diesen Schriften zu thun mache“.

„Hast Du Dich heute noch nach dem Befinden Herrn Roosvelts erkundigen lassen?“ frug jetzt Maria, die, ein wenig vom Tisch entfernt, am Spinrocken saß.

„Er hat mir sagen lassen, daß er sich viel besser fühle und bald ganz hergestellt zu sein hoffe“, gab der Bürgermeister zur Antwort.

„Der gute Mann wird von dem Kummer, der ihn drückt, niedergebeugt sein“, bemerkte die Frau.

„Roosevelt niedergebeugt?“ meinte Quirinus. „Dann kennst Du ihn schlecht, Mutter! Er geht gebückt unter der Last des Alters, das ist wahr, denn er ist schon bald 84 Jahre alt; aber sein starker Geist erhebt sich stolz über jede Gefahr. Er ist wie die Eiche, die um so fester wurzelt, je mehr Stürme um ihre Krone brausen. Als ich vor einiger Zeit mit ihm über die Schwierigkeiten sprach, die sich uns bieten würden, um bei den Unruhen, welche im Volke gähren, die nothwendige Vorsicht und Mäßigung mit den strengen Forderungen der Pflicht und des Gewissens zu vereinen, sprang er plötzlich von seinem Stuhle auf, legte seine Hand auf meine Schulter und rief mit einem jugendlichen Feuer, das gegen seine weißen Haare seltsam abstach: „Mein Freund! wir haben viele Jahre gemeinschaftlich für die Interessen unserer Stadt gearbeitet und wir dürfen, dem Himmel sei Dank, einander frei in die Augen schauen, denn wir können uns gegenseitig keines Pflichtversäumnisses, keiner Unredlichkeit anklagen; doch möge dies auch so bleiben bis zum Ende! Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, meine Mäßigung zu bewahren gegenüber dem Unrecht und der Gottlosigkeit, die am Ruder sind; aber ich will diese lieber außer Acht setzen, als die geringste meiner Pflichten, die ich als Obrigkeit dieser Stadt und als Christ zu erfüllen habe,

und die ich bis zu meinem letzten Augenblicke erfüllen will, wenn auch mein Leben dadurch bedroht wird“.

„Der muthige Greis!“ rief Maria mit leuchtenden Augen.

Im selben Augenblicke fiel der eiserne Klopfer auf die Hausthüre nieder. Die Drei erschrocken mehr oder weniger, denn zu dieser späten Stunde hatte man keinen Besuch mehr zu erwarten; wohl aber waren die Umstände der Art, daß man einen unerwarteten um so mehr zu fürchten hatte.

Einige Augenblicke später trat die Magd ein: ihr Angesicht drückte eine große Ueberraschung aus.

„Der Herr Noosvelt ist da“, sagte sie, „mit zwei Fremden, die sich so tief in ihre Mäntel gehüllt haben, daß ich sie nicht erkennen würde, und wenn es meine eigenen Brüder wären“.

„Großer Gott! was wird uns begegnen!“ rief die Mutter, die Hände faltend.

„Sei nicht verzagt!“ sprach Quirinus, seiner Frau winkend, daß sie sich beruhigen möge. „Wir stehen in Gottes Hand und haben vielleicht auch gar Nichts zu befürchten“.

„Bringe Licht“, fuhr er fort, sich zu der Magd wendend, „und führe Herrn Noosvelt und die Fremden in das Sprechzimmer. Ich werde gleich kommen“.

Nachdem er seiner Frau noch wiederholt Muth eingeschprochen, begab sich der Bürgermeister zum Sprechzimmer. Kaum war er dort eingetreten, als ein Freudenschrei seiner Brust entfuhr. Es war sein Blutsverwandter, der hoch=

würdige Abt von Egmond, Meinardus Mannius, den er vor sich sah. „Ihr hier, Meinardus!“ rief er aus, indem er sich ihm, von seiner Freude hingerissen, in die Arme warf — doch, als fühle er, daß seine Freude ihn zu sehr übermeistert, ließ er gleich darauf folgen: „Ich will nicht hoffen, daß dieser unerwartete Besuch des hochwürdigen Abtes von Egmond einen beunruhigenden Beweggrund habe“.

„Es ist uns in letzter Zeit leider fast nicht vergönnt, uns nach anderen Gründen zu richten, Talesius!“¹⁾ antwortete der Abt, dem Bürgermeister herzlich die Hand drückend, „indess es ist keine augenblickliche Gefahr, die uns zu Euch führt; wir kommen nur, um uns in einer wichtigen Angelegenheit mit Euch zu berathen“.

„Und darf ich wissen, wen ich in diesem Fremdling zu begrüßen die Ehre haben darf?“ fragte Quirinus, nachdem er Roosvelt willkommen geheißen und sich angelegentlich nach seinem Befinden erkundigt hatte.

„Es ist ein Verbannter, wie ich, ein Priester, der in Amsterdam eine Zufluchtsstätte gefunden“.

Der Bürgermeister betheuerte, daß der Besuch sehr ehrend für ihn sei und bat seine Gäste, Platz zu nehmen.

Es wird nicht überflüssig sein, die beiden ältern Herren ein wenig näher zu beschreiben. Roosvelt²⁾ war ein Greis, der schon sein 84. Jahr erreicht hatte. Die spärlichen Haare, die nur noch sein Hinterhaupt bedeckten, waren weiß wie Schnee und hingen auf seine Schultern hernieder. Er trug den Kopf ein wenig gebeugt, aber sein Rücken war noch nicht gekrümmt. Es lag etwas

Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen; seine Züge waren regelmäßig, doch sah er jetzt gerade etwas blaß aus, wahrscheinlich in Folge des Unwohlseins, das ihn ein paar Tage an das Lager gefesselt hatte. Roosevelt hatte fast fünfzig Jahre lang verschiedene Aemter zu Haarlem bekleidet und war nun schon seit langer Zeit zum Bürgermeister gewählt. Man nannte ihn fast nur Vater Roosevelt, nicht so sehr wegen seines hohen Alters, als vielmehr der väterlichen Sorge halber, womit er für die Interessen der Einwohner wachte.

Der Abt Mannius³⁾ war, ob schon auch bereits ein Greis, doch um viele Jahre jünger. Er war hoch und breit gewachsen und aus seinen Augen und Gesichtszügen sprach eine außergewöhnliche Geisteskraft. Die Geschichtschreiber nennen ihn „einen Mann von ausgezeichnet heiligem Lebenswandel, der die beinahe erloschene Liebe zur Tugend in vieler Herzen wiederum aufflammen ließ“.

„Wie geht es meinen Basen?“ frug der Abt, nachdem sie sich niedergelassen hatten. „Haben die Ereignisse, die überall um uns her stattfinden, ihre Herzen nicht mit Angst und Schrecken erfüllt?“

„Sie sehen natürlich sehr besorgt in die Zukunft“, erwiderte Quirinus, „doch ich muß bekennen, daß sie sehr beherzt sind, besonders meine Tochter Maria. Wenn Ihr mir keine geheimen oder gar zu beunruhigenden Nachrichten mitzutheilen habt, will ich sie bitten lassen, hier zu kommen, da sie gewiß sehr danach verlangen werden, Euch zu begrüßen“.

Einige Augenblicke später traten die beiden Frauen ein und nahmen nach einigen gegenseitigen Verbindlichkeits-Bezeigungen Platz.

Das Zimmer, worin sich der Bürgermeister mit seinen Gästen befand, war vornehm, obschon einfach, möblirt. Außer einem großen eichenen Tisch und einigen hochlehnigen Stühlen von demselben Holze, die mit braunem Leder überzogen waren, befand sich darin ein Bücherschrank von schöner und reicher Arbeit, mit dem der Inhalt ebenbürtig wetteifern konnte. Die griechischen, lateinischen und französischen Sprachen waren dort in allen ihren interessanten Erscheinungen vertreten und die reich verzierten Bände von des Erasmus Werken prangten in größter Vollständigkeit. Auch sah man an der Wand ein großes Gemälde, das den berühmten Rotterdamer Gelehrten in Lebensgröße darstellte, „seer konstiglyk uitgedrukt na het leven, door Joannes Holbein“ *).

„Es müssen wohl außergewöhnliche Umstände sein, die Euch zu uns führen“, so begann die Frau des Bürgermeisters, sich an den Abt Meinardus wendend, „denn ich glaube nicht, daß es ganz gefahrlos sein wird, Euch hier in der Stadt zu zeigen, wo man kaum die einheimischen Priester unbehelligt läßt“.

„Ihr sagt die Wahrheit, Base!“ gab Mannius zur Antwort, „wir waren davon auch so sehr überzeugt, daß wir es für besser hielten, unser geistliches Gewand abzu-

*) Dieses Porträt von Erasmus war, nach Dymeer, zu jener Zeit schon 200 Kronen werth. Genannter Geschichtschreiber hat es oft in dem Hause des Bürgermeisters Quirinus in der Damstraße gesehen.

legen, bevor wir uns in der Stadt zu zeigen wagten. Wir haben außerdem, um jede mögliche Gefahr von Euch abzuwenden, den Abend erwartet, bevor wir uns zu Eurer Wohnung begaben“.

„Es müssen also ohne Zweifel wichtige Gründe sein, die Euch zu uns führen, daß Ihr deshalb Euch selbst und auch uns einer Gefahr bloßstellt!“ sprach sie in fragendem Ton.

„Ich will sie Euch mittheilen“, versetzte der Abt, indem er sich zugleich zum Bürgermeister wandte. „Ihr wisset“, so begann er, „daß die Wüstlinge, die vorgeben, für die Freiheit des Landes zu streiten, sich mit ihren räuberischen Händen an unserer schönen Abtei vergriffen haben. Sie haben die Mauern niedergerissen, die kostbaren Gemälde, Geschenke frommer Begünstiger unseres Ordens, verbrannt und in der Kirche nicht nur die Bilder zerschlagen, sondern selbst das Tabernakel entweiht und die geweihten Gefäße mit Füßen getreten. Meine Mitbrüder, die gleich mir, nur mit Mühe das nackte Leben gerettet haben, sind weit und breit zerstreut und ich selbst habe, nachdem ich mich lange versteckt gehalten, bei unserem Freunde Musius⁴⁾ zu Delft endlich einen Zufluchtsort gefunden“.

„O! die Greuelthaten, die in unserem Vaterlande verübt werden, müssen jenem ehrwürdigen Greise gewiß das Herz zerreißen“, unterbrach ihn die alte Frau.

„Gewiß“, fuhr der Abt fort, „denn sein erleuchteter Geist und seine außergewöhnliche Einsicht zeigen ihm eine Zukunft voll des Unglaubens und der Sittenverderbnis; er ist, wie kein Anderer, im Stande, den Schein von der

Wirklichkeit zu unterscheiden; er weiß, daß die Worte „Religions- und Gewissensfreiheit“, welche die Aufriührer auf ihr Banner geschrieben haben, nur dazu dienen, die Einfältigen zu verblenden und Viele, die der Kirche treu bleiben wollen, jedoch Gründe haben oder zu haben glauben, mit Alba unzufrieden zu sein, zu ihrer Seite überzuholen. Doch, obschon er schon mit Einem Fuß im Grabe steht, ist sein Eifer noch eben groß, sein Muth noch eben herrlich, und er kennt keine Gefahr, wo es gilt, die Ehre und Würde der Religion zu vertheidigen. Schon öfters hat er sich dadurch keiner geringen Gefahr ausgesetzt, und man fürchtet, daß sein Feuereifer ihm einmal theuer zu stehen kommen wird“.

„Das höchste Opfer, das wir bringen können, ist das unseres Lebens“, sagte Roosevelt, „und was ist das im Vergleiche mit dem Wohlergehen der Kirche und in Anbetracht des ewigen Lebens, das wir erwarten dürfen? Ich bin ein alter und schwacher Mann und habe nur noch wenige Lebenstage vor mir; aber wenn es nöthig sein sollte, wird Gott mir, wie ich vertraue, den Muth schenken, um zu zeigen, daß die Kraft des Glaubens größer ist als die der Muskeln. Warum leuchten uns die Beispiele der Märtyrer, wenn wir nicht Kraft und Muth für die Stunde der Gefahr daraus schöpfen sollen? Als vor 37 Jahren der Bischof von Rochester und der edle Thomas Morus als Opfer des Glaubens unter dem Beil des wollüstigen Königs von England fielen, sagte ich, daß ich keine schönere Farbenmischung kenne als den Purpur des Märtyrertums auf dem Silber der Greisen-

Locken — ein Symbol der Kraft des Glaubens, die nicht mit den Jahren altert; ich denke noch grade so, und ich bin überzeugt, daß der greise Musius nicht wanken wird, mag er auch unter der Last der Jahre gebückt gehen. Ich werde der Gefahr aus dem Wege gehen, so lange ich kann; aber, wenn Gott mich ruft, für meinen Glauben Zeugniß abzulegen, wohlan! ich werde bereit sein“.

Alle waren getroffen von dem Feuer, das der edle Greis an den Tag legte und der Abt von Egmond drückte ihm gerührt die Hand. „Gott verhüte, mein Vater!“ sagte er, „daß Euer arbeitsames und tugendreiches Leben anders beschlossen werde, als durch einen sanften Tod inmitten Eurer Freunde, die Euch ehren und lieben! Möge dies auch bei unserem Freunde Musius, der in seinem langen Leben so viel Gutes für Kirche und Staat gewirkt hat, der Fall sein!“

„Der Propst von St. Agatha hat, schon vor vielen Jahren, die traurigen Ereignisse prophezeit, die wir jetzt erleben“, sagte Quirinus. „Ich besitze noch Eins seiner Gedichte, das er mir zuschickte, als ich mich bei ihm über den schlimmen Geist beklagt hatte, der in die Bürger gefahren war, seit ihr Glaube zum Wanken gebracht wurde; ich will es Euch mittheilen“.

Der Bürgermeister öffnete seinen Bücherschrank und nahm aus einem der Fächer ein Bündelchen Papiere, worunter sich auch das erwähnte Gedicht befand. Es lautete:

„Wess' Auge würd' in Thränen nicht zerfließen,
Die bleichen Wangen heiß zu übergießen,
Wenn sich ihm zeigt der alte heil'ge Glaube,
Den Vater Willibrord hier ausgesät,
Damit er milder Garben Fülle mäht,
Der nun der neuen Sekte wird zum Raube.

O Raserei! Gering und hoch begeben
Um eine Handvoll Staub's, ein kurzes Leben,
Des Pfades sich, der führet himmelwärts,
Und sehnen, statt nach Sion's heil'gen Flüssen
Sich nach Egyptens Höllensfinsternissen,
Mein Gott und Herr! ach, welch ein herber Schmerz!

Batavia, heil'ger Vater! neugeboren
In deinem Schweiß, und Frisia geh'n verloren,
Wenn du nicht dämmst den Strom der Kezerei,
O hör' uns fleh'n mit kläglichen Geberden,
O woll' bei Gott für uns Fürsprecher werden,
Daß uns'rem Land der Himmel gnädig sei“.

„Musius hat mehr solcher prophetischen Verse gemacht“, sprach der Abt von Egmond, während Quirinus sein Päckchen wieder sorgfältig zusammenband; „erinnert Euch nur seines Trauerliedes beim Tode des Pfarrers an St. Hippolyt zu Delft im Jahre 1557, das so beginnt:

„Trauert Bürger Delfts, o trauert
Ueber euer künft'ges Leid“.

„Doch die Verehrung, die wir dem großen Musius zollen, läßt uns das Ziel unseres Besuches aus den Augen verlieren, und wir dürfen nicht zu lange mehr verweilen. Seit einigen Wochen wohne ich bei dem herrlichen Manne und habe also reichlich Gelegenheit gehabt, aus seiner

Erfahrung und Kenntniß mich zu belehren. Musius meint, daß die Greuelthaten, die in Gorkum, Dordrecht und anderswo verübt wurden, sich überall wiederholen werden, wo die Rebellen haufen, und er fürchtet, daß besonders Haarlem darunter zu leiden haben wird. Als er vernahm, daß am 3. des vorigen Monats die Stadt in Draniens Hände übergegangen war, zitterte er für das Leben der gutgesinnten Bürger, aber am Meisten für unseren väterlichen Freund Roosvelt und für Euch, Better Quirinus! weil Ihr Beide immer große Eiferer für die Ehre der Kirche gewesen seid, ohne dabei jedoch die zeitliche Wohlfahrt der Gemeinde aus dem Auge zu verlieren, wie Jene jetzt zu behaupten wagen, die zu verblendet sind, um einzusehen, daß auf die Dauer keine materielle Wohlfahrt möglich ist, wenn Gottes Gebote und Gesetze vernachlässigt werden. Der Probst von St. Agatha hat mich darum ersucht, der Gefahr zu trotzen und mich hierher zu begeben, um zu vernehmen, ob es Euch, nach dem am 3. Juli Geschehenen, noch möglich ist, einigen Einfluß auf die Bürger auszuüben, und um Euch im entgegengesetzten Falle anzumahnen, die Stadt zu verlassen und Euer kostbares Leben keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen“.

Bürgermeister Quirinus machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als wolle er die letzten Worte zurückdrängen. „Machet mich nicht beschämt!“ sagte er. „Mein Gewissen ist in dieser Hinsicht durch einen schwachen Schritt schon zu sehr befleckt. Ich bedauere es, daß ich schon Einmal dem Gedanken der Flucht nachgegeben und demselben die That habe folgen lassen; ich habe aber jetzt

beschlossen, nicht mehr zu weichen, was auch geschehen möge und ich hoffe, daß Gott mir die Kraft verleihe, unerschütterlich in meinem Vorsatze zu beharren“.

„Wie!“ rief der Abt erstaunt, „Ihr habt die Stadt schon verlassen wollen? Und hat man Euch daran gehindert?“

„Lasset mich Euch erzählen, was mir widerfahren ist“, antwortete Quirinus. „Ihr wisset, daß im ganzen Lande kaum Jemand zu finden ist, der das Bürgermeister-Amte so lange bekleidet hat, als ich. Dadurch habe ich vielleicht mehr als sonst Jemand die Bürger der Stadt jeden Alters und Standes kennen gelernt, und dadurch ist es mir auch möglich geworden, die Entwicklung der revolutionären Ideen, die jetzt zur Reife gediehen sind, von Schritt zu Schritt zu verfolgen. Ich sah die Wohlfahrt unserer Stadt zunehmen, aber daneben sproßte eine unselige Saat, welche theilweise aus jener Wohlfahrt hervorging. Es geht den Menschen wie den Pflanzen, die Bucherschossen treiben und aus der Art schlagen, wenn der Boden zu sehr gedüngert ist. Keine unserer holländischen Städte ist mit so reichen Vorrechten von der gräßlichen Regierung begnadet als Haarlem, so daß, wie allgemein bekannt ist, der Neid der anderen Städte dadurch erregt wurde; man nannte Haarlem „das Schooßkind“ der Regierung. Das Schooßkind ist ein verdorbenes, undankbares Kind geworden, so wie es gewöhnlich geht. Haarlem hat durch seine Wohlhabenheit eine große Zahl von Fremden herbeigelockt, die, ganz durchdrungen vom Giftstoff des Unglaubens, der aus Wittemberg hervorging, einen Geist von Unzufriedenheit

und Widersetzlichkeit bei den Bürgern zu wecken und zu schüren wußten. Gewiß, es hat schon lange Unzufriedene in unserm Lande gegeben und nicht immer ganz ohne Grund, — aber es ist eine unlängbare Thatsache, daß dieser Geist des Ungehorsams sich nur dort offenbarte, wo die neue Lehre Wurzel gefaßt hatte, wo man die Autorität der Kirche in Frage zog. Ich habe noch nie erfahren, daß man sich gegen die weltliche Macht auflehnte, bevor nicht die Gesetze der Kirche zuerst übertreten waren“.

„Sehr wahr“, sagte der Abt von Egmond; „die weltliche Macht ist ein Gebäude, das die göttliche Autorität zum Fundamente haben muß. Untergräbt man dieses Fundament, so stürzt das Gebäude ein“.

„Mein Amtsgenosse Roosvelt kann es bezeugen“, fuhr Quirinus fort, „daß wir hierorts keine Böswilligkeit, keinen Geist des Aufruhrs kannten, als nachdem die sogenannte reformirte Lehre Eingang und Verbreitung fand. Man hat dem Volke Freiheits- und Unabhängigkeits-Ideen vorgehalten, die viel Verlockendes hatten, weil sie neu waren und hauptsächlich auf die Jugend einen großen Eindruck machten. Man hat den Bürgern vorgesprochen, daß sie wie Sklaven behandelt würden von den Spaniern, die sich mit ihrem Gut und Blut mästeten; daß sie nur deshalb von den Priestern zum Gehorsam gemahnt würden, weil diese von Spanien Gunst und Reichthum empfangen. Alle Thaten der Regierung wurden in ein schlechtes Licht gestellt. Wo sie die Gerechtigkeit handhabte, nannte man sie grausam; wo sie Nachsicht übte oder Mißbräuche ab-

schaffte, hieß man sie furchtsam; kurz, die Unzufriedenen wußten Alles zu ihren eigenen Gunsten auszulegen und die leichtgläubige Menge ließ sich von ihnen in's Schlepptau nehmen. Daß Mißbräuche da waren, daß Freiheiten beschränkt wurden, wer wird dies läugnen, und wo wird man je eine Regierung finden, die sich darin Nichts zu Schulden kommen läßt? Aber statt daß man auf gesetzlichem Wege für seine Freiheiten in die Schranken trat, nahm man zur Gewalt seine Zuflucht und ging in seinen Forderungen weit über alle Grenzen des Rechtes hinaus — und jetzt, wo einmal der Deich durchbrochen ist, kann die Fluth durch keine menschliche Macht mehr eingedämmt werden. Was sich im Großen gegen die Landesregierung vollzog, wiederholte sich im Kleinen gegen die Obrigkeiten der Städte. Im Rathe unserer Stadt herrschte seit langer Zeit Uneinigkeit, indem einige einflußreiche Neuerer sich dort einzudrängen gewußt hatten, Leute, die, um die Gunst des Volkes zu erwerben, von der einen ungesetzmäßigen Forderung in die andere verfielen und so dem Geiste des Widerstandes Nahrung gaben; die Geistlichen, die das Volk stets zum Gehorsam und zur Unterthänigkeit anspornten, wurden beschuldigt, im Einverständniß mit der Regierung, zur Unterdrückung des Volkes mitzuwirken.

„Doch ich möchte in meiner Erzählung zu weitschweifig werden. Einer dieser Rathsherrn, Stuyver mit Namen, ein Katholik, der sich den Calvinisten angeschlossen, hat wohl das Meiste zu dieser Uneinigkeit beigetragen und endlich durch seine Schlaueit und Beredsamkeit einen so großen Einfluß auf seine Amtsgenossen erlangt, daß die

Majorität zum Aufruhr neigte. Als nun Briel gefallen war, erhob die revolutionäre Partei ihr Haupt, und ob- schon sie sich in der Minderzahl befand, sahen die Bürger, aus Furcht für ihr Leben und für ihr Hab und Gut, es ruhig mit an, wie Roosvelt und ich, sowie die übrigen Mitglieder des Rathes, die ihrer Pflicht treu geblieben waren, öffentlich auf der Straße beleidigt und beschimpft wurden, bis es uns schließlich unmöglich wurde, die Zusammenrottungen gegen die Regierung zu verhindern“.

„Als der Stand der Dinge so weit gediehen und ich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß ich nicht mehr im Stande sein würde, der revolutionären Partei, welche die Bürger durch Drohungen und Versprechen zur Mitwirkung oder Theilnahmlosigkeit zu bewegen gewußt hatte, die Stirne zu bieten, beschloß ich, mich von der Regierung zurückzuziehen und die Stadt zu verlassen, der ich so lange Jahre nach besten Kräften und Vermögen meine Dienste gewidmet hatte. Ich wollte die übrigen Tage meines Lebens zu Eöln verbringen, einer Stadt, die mir besonders lieb ist, weil ich dort als Jüngling eine geraume Zeit gelebt und dem Studium obgelegen hatte. In Utrecht angekommen, begab ich mich zu dem Grafen von Bossu, der dort an der Spitze der militärischen Macht stand, um ihm den Zustand der Stadt Haarlem zu schildern und meinen Plan, dem Amtsleben zu entsagen, mitzutheilen. Der Graf, immer voll Eifer für die Interessen des Königs, unseres Herrn, meinte, daß ich grade jetzt durch meinen Einfluß und meine Stellung das Gewitter, das sich über Haarlem zusammenzog, abzuwenden trachten müsse. „Wie, Bürger-

meister!“ rief er aus, „werdet Ihr Euch dem Gemeinwohl entziehen, nun, wo es vielleicht noch möglich ist, der Verwirrung Meister zu werden? Vortrefflicher Mann! Seine katholische Majestät hat grade jetzt Eure Hülfe nöthig. Jeder Schiffer und Steuermann kann leicht fahren, wenn die See ruhig ist; aber wenn es stürmt, muß ein tüchtiger Mann am Steuerrade ausharren. Kehrt deshalb zurück, bringet soviel Ihr vermöget die erregten Gemüther der Bürger zur Ruhe und wirket mit, um das Vaterland aus der dringenden Noth zu erretten!“

„Ich muß gestehen, daß diese Worte mich beschämten und das Verkehrte meiner Handlungsweise mir plötzlich in einem hellen Lichte zeigten. „Ihr habt Recht, Herr Graf!“ gab ich zur Antwort, „man wird nicht sagen dürfen, daß Talestius im Augenblicke der Gefahr seinen Posten verlassen hat. Wenn auch mein Einfluß Nichts mehr gelten mag, so möge doch wenigstens meine Gegenwart den Getreuen Muth einflößen! Ich kehre nach Haarlem zurück und werde die Stadt nicht verlassen, wenn auch mein Leben bedroht werden möchte“. Der Graf schüttelte mir die Hand und ich verließ ihn mit dem festen Vorsatze, jeder Gefahr in die Augen zu sehen“.

„Dies fand statt in den letzten Tagen des Juni. Man hatte meine kurze Abwesenheit und ein ernstliches Unwohlsein meines Amtsgenossen Roosvelt benutzt, um eine Anzahl Verbannter, die wegen unordentlichen Betragens und öffentlicher Widersetzlichkeit gegen die Regierung aus der Gemeinde vertrieben worden waren, im Triumph und unter großem Jubel in die Stadt zurück

zu geleiten. Schon am selben Abend fand bei dem oben schon genannten Mitgliede des Rathes, Stuyver, eine Versammlung statt, der das frühere Mitglied der Genossenschaft, Peter Riez, sowie mehre andere Verbannten beiwohnten, und wo auch eine gewisse Kenau Hasselaar, eine Frau mit sehr rohen Manieren, zugegen war. Daselbst ward beschlossen, daß sich eine Deputation an die städtische Behörde wenden sollte, um im Namen der Bürgerschaft die Abschaffung des Zehnten zu fordern, den Herzog von Alba als einen Feind der Niederländer zu erklären und sich unter den Schutz des Prinzen von Oranien zu stellen; denn man gibt sich immer den Schein, als wenn der Aufstand gegen Alba, nicht gegen den König gerichtet sei. An den beiden darauffolgenden Tagen waren ärgerliche Auftritte in der Stadt zu beklagen. Am Mittag las man auf dem Marktplatz ein „Manifest des Prinzen von Oranien an das Volk“ vor, worin gesagt wurde, daß die Freiheiten und Rechten des Volkes von Alba mit Füßen getreten würden, und daß Jener nichts Anderes beabsichtige, als die Niederlande dem König von Spanien zu entreißen. Er, Oranien, habe das Schwert gezogen, um die Niederlande dem Könige zu bewahren und er fordere alle Bürger auf, sich, als wahre Unterthanen des Königs, an seine Seite zu schaaren, um das Land zu retten. Seine Loosung war: Freiheit der Religion, Freiheit des Gewissens, Abschaffung aller Mißbräuche und drückenden Steuern. Als die sogenannte Deputation sich zum Rathhause begab, war eine drohende Menge auf dem Marktplatz versammelt. Die Mitglieder des Rathes waren

zum größten Theile vor Angst rathlos, und sobald Einer versuchte, seine Stimme gegen die Deputation zu erheben, hörte man in dem Versammlungssaal drohende Rufe, die sich mit schrecklichen Verwünschungen paarten. Zweimal versuchte ich, zu Worte zu kommen, aber ich wurde beide Male durch ein betäubendes Geschrei daran verhindert und man warf mir sogar allerlei Gegenstände an den Kopf. Inmitten dieser Verwirrung ward beschlossen, die Stadt dem Prinzen von Oranien zu übergeben. Als ich daraufhin erklärte, daß ich mein Amt niederlege, weil ich den Prinzen von Oranien für unbefugt hielte, die Zügel der Regierung im Namen des Königs in die Hand zu nehmen, entstand solch ein wüthes Lärmen, daß es mir nur mit Mühe gelang, aus dem Rathsaal zu entkommen. Nach meiner Entfernung hat der Rath dem Prinzen von Oranien den Eid der Treue geschworen und am 3. des vorigen Monats ist die Stadt in seine Hände übergegangen“.

„Wir haben diese Nachricht bereits in Delft vernommen“, sagte der Abt von Egmond, „sowie, daß man schon an den folgenden Tagen begann, die Katholiken in der Ausübung ihres Gottesdienstes zu stören und die Priester und Ordensleute öffentlich zu beleidigen“.

„Leider ist es so!“ fuhr Talesius fort, „die Unruhestifter sind darin dem Beispiel derer von Dordrecht und Gorkum gefolgt. Die Gewissensfreiheit, wovon die Unzufriedenen den Mund voll haben, scheint hauptsächlich darin zu bestehen, daß man die der Katholiken in Fesseln schlägt und vor Allem die Priester auf allerlei

Weise belästigt und verunglimpft. Der Rath hatte zur Bedingung gestellt, daß die Geistlichkeit „an Leib und Gut unverkürzt bleiben sollte“, und daß die Stadt, außer dem Fähnlein eines gewissen Ruichhaver, der ein Wassergeuße aber in dieser Stadt geboren ist, keine fremden Soldaten in Quartier bekäme. Schon in den ersten Tagen schändete man diese Uebereinkunft, indem nicht nur die Priester auf der Straße und selbst in ihrer Wohnung behelligt wurden, sondern Böswillige zu verschiedenen Malen ungestraft den Gottesdienst stören und während der heiligen Messe sogar mit Steinen nach dem Altare werfen durften. Binnen Kurzem wird der Böbel, der des Abends schon in Trunkenheit auszuschweifen beginnt, allen Jenen, die sich nicht auf Seiten des Aufruhrs schaaren, Schimpf anthun; man scheint sogar darauf hinzuwirken, daß solche Dinge vorkommen mögen. Es halten nämlich die Neuerer fast jeden Abend Zusammenkünfte, bei denen der mehrgenannte Peter Ries den Vorsitz bekleidet, und bei welchen Gelegenheiten man mit gleich großer Wuth gegen die Priester und gutgesinnten Katholiken, als gegen Alba losfährt. Ich weiß dieses von Jemandem, der sich Anfangs durch schöne Worte bethören ließ, der aber bald eingesehen hat, daß die Abschaffung des Zehnten nur zum Vorwande dient, um die Fahne des Aufruhrs gegen den König zu erheben. Nach dem Schlusse dieser Versammlungen ereignen sich gewöhnlich allerlei wüste Auftritte, die mit jedem Tage ein gefährlicheres Ansehen bekommen. So hat vorgestern Abend ein großer Haufen Volks vor dem Kloster der Beguinen eine drohende Haltung angenommen und mit

Steinen die Fenster eingeworfen. Unsere Ursula *) sagt, daß die Oberin in großer Angst ist, da sie nicht weiß, an wen sie sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen um Schutz und Hülfe wenden soll“.

„Der Probst von St. Agatha hat dies Alles nicht nur vorhergesehen und vorhergesagt“, bemerkte der Abt Meinardus, „sondern ich glaube sogar, daß er in den letzten Tagen, von Allem, was hier vorkommt, besondere Nachrichten erhielt — wie? ist mir unbekannt. Dies ist denn auch der Grund, warum er mich dringend ersuchte, zu Euch zu gehen und Euch und Herrn Roosvelt zu vermögen, sobald möglich mit den Euren die Stadt zu verlassen. Ich weiß die edlen Gefühle des Grafen van Bossu zu schätzen; aber da Ihr Euer Amt niederlegtet und auch Herr Roosvelt, wie er mir sagte, sich geweigert hat, die Bedingungen des auführerischen Rathes anzunehmen, so kann Eure Gegenwart keinen Einfluß mehr ausüben“.

Talesius wollte Nichts davon wissen. „Ich habe Alles zu sehr überlegt“, sprach er, „als daß ich mich durch irgend Etwas von meinem Vorsatze abbringen ließe. Auch darf ich nicht verhehlen, daß Musius' Handlungsweise mir wohl einigermaßen verdächtig vorkommt, oder wenigstens einen unangenehmen Eindruck auf mich macht“.

„Wie!“ rief der Abt von Egmond aus, augenscheinlich eben so erstaunt als betroffen, „Ihr wolltet die edlen Absichten des gottesfürchtigen Probstes von St. Agatha verkennen und mich als seinen Mitschuldigen betrachten?“

*) Die jüngste Tochter des Bürgermeisters Quirinus, Ordensschwester der heiligen Begga.

„Der Himmel bewahre mich davor!“ erwiderte Talesius.

„Ich bin zu fest von seiner wie von Eurer Zuneigung zu mir überzeugt, als daß nur ein solcher Gedanke bei mir aufkommen könnte; aber Musius würde nicht der Erste sein, der sich von den Netzen der Verführung verstricken ließe. Es ist bekannt, daß der Prinz von Dranien mit Musius stets auf gutem Fuße stand, so daß er selbst wie ein Hausfreund bei ihm ein- und ausging; der Prinz ist schlau: wer weiß, welche Mittel er angewendet hat, um sich die Freundschaft des Probstes zu erhalten?“

„Es ist wahr, daß Dranien oft von der bekannten Gastfreiheit des Probstes Gebrauch gemacht hat“, sagte der Abt, „doch dies ist sehr leicht erklärlich. Es ist vielleicht in allen unseren Provinzen Keiner zu finden, der so viel Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit mit solchen angenehmen Manieren vereinigt als unser Freund; dieses hat wahrscheinlich den Prinzen ebenso sehr angezogen als jeden Anderen. Es ist nicht minder wahr, daß Dranien ihn mehrmals öffentlich als seinen Freund behandelt hat und daß Musius dem Prinzen mit der größten Zuverlässigkeit begegnet ist; aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Prinz damals noch als gesetzmäßiger Statthalter von Holland im Namen des Königs regierte. Wenn Musius nun auch nur durch seine Freundschaft für Dranien hat zeigen wollen, daß ein getreuer Unterthan verpflichtet ist, dem Stellvertreter seines Königs Ehrerbietung zu zollen, so müßte man ihn schon deshalb loben, und dies ist Etwas, was man gegenüber dem Herzog von Alba nur zu sehr aus dem Auge verliert. Indesß kann ich Euch

die Versicherung geben, daß Musius nicht nur täglich mit heiliger Entrüstung gegen die Handlungen der Neuerer, die göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen treten, eifert — sondern daß er mir und mehren seiner Freunde öfters gesagt hat, daß es sein höchster Wunsch sei, für den Glauben sein Leben lassen zu dürfen. Er kennt die Gefahr, doch er sieht ihr muthig in die Augen. Dieser Tage richtete er an Jemanden, der verzagt schien, die Worte des heiligen Athanasius bei der Verfolgung des Kaisers Julian: „Es ist ein Nebel, der vorüberziehen wird; aber noch nicht so bald, guter Freund, als Ihr vielleicht meinen mögt“.

„Ich zweifle keinen Augenblick an die Wahrheit Eurer Worte“, versetzte Talesius; „aber weder die Freundschaft, die Musius mir entgegenbringt, noch irgend ein anderer Grund wird im Stande sein, meinen Vorsatz zu erschüttern. Ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeschlossen und stelle mich in den Schutz der Vorsehung; aber meine gute Stadt verlasse ich nicht, wenn auch einige meiner Kinder sehr undankbar geworden sind“.

„Das heißt mir aus der Seele gesprochen“, sagte Roosevelt, während sein leuchtendes Auge wohlgefällig auf seinen Amtsgenossen blickte; „wir sind Beide grau geworden in der Sorge für das Wohlergehen der Gemeinde: diese Krone kann uns Niemand rauben. Und wenn nun die Undankbarkeit eine Dornenkrone an die Stelle setzen will, so will ich sie gerne tragen zur Verherrlichung Dessen, der einst für uns Alle mit Dornen gekrönt ward. Es wäre wahrlich ein schönes Beispiel für die Gutgesinnten,

die trotz ihrer Unterdrückung noch immer die Mehrzahl der Bürger ausmachen, wenn wir in dem Augenblicke der Gefahr feigherzig die Flucht nähmen. Wenn wir, die wir am Abende unseres Lebens stehen, eine so große Furcht vor Gefangenschaft und Tod an den Tag legen, wozu werden dann Jene, die noch in der Blüthe der Jahre sich befinden und eine ganze Zukunft vor sich haben, sich nicht verleiten lassen? Nein, Talsius! wir wollen gleich dem edlen Thomas Morus, den Ihr in Eurer Jugend in England kennen und schätzen lerntet, auf unserem Posten bleiben und angesichts der ganzen Welt gegen die Verhöhnung göttlicher und menschlicher Gesetze, welche unter unseren Augen stattfindet, protestiren“.

Als der 84jährige Greis diese Worte sprach, strahlte sein Angesicht in heiligem Glaubenseifer und trotz seiner weißen Haare schien die Kraft und das Feuer der Jugend ihn noch zu beseelen. Er machte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck und besonders auf den Abt von Egmond, der ihn einige Augenblicke in stiller Verzückung anzustarren schien.

„Ich müßte ein Heuchler sein, wenn ich Euren muthigen Worten nicht von ganzem Herzen Beifall zollte“, sprach Jener endlich. „Möge der Himmel uns Alle so bereit finden in der Stunde der Gefahr! Doch ich habe eine Sendung zu erfüllen, die man mir dringend anbefohlen hat und mag darin nicht saumselig erscheinen. Der Probst von St. Agatha steht, sowie ich Euch schon gesagt habe, ganz an Eurer Seite; aber er meint, daß man grade kein Feigling zu sein braucht, wenn man sich bei Zeiten

dem Uebermuth der Feinde entzieht und er kann für seine Meinung aus der Geschichte der Apostel und so vieler Märtyrer vollgültige Gründe finden. Er meint, daß unter den gegenwärtigen Umständen, wo Ihr doch nicht mehr den geringsten Einfluß habt, vor Allen mein Vetter Talesius der meisten Gefahr ausgesetzt ist, nicht nur, weil er ein eifriger Katholik ist, sondern auch weil er einen Priester *) zum Sohne und eine Nonne zur Tochter hat. Es ist bekannt, daß die Wüßlinge überall, wo sie die Macht errangen, es hauptsächlich auf Priester und Ordensleute abgesehen haben und nach aller menschlichen Berechnung hat man auch hier, nun die Stadt in die Hände des Prinzen gefallen ist, dergleichen Excesse zu erwarten. Es thut mir leid, daß ich meinen Basen Unruhe bereiten muß; aber die augenblickliche Gefahr erlaubt keine Bemäntelung“.

„Es ist gewiß, hauptsächlich für uns Frauen, eine bange Zeit“, sprach die Gattin des Bürgermeisters Quirinus, indem sie mit einem tiefen Seufzer die Augen zum Himmel richtete; „denn wohin sollen wir uns wenden und wer wird uns beschützen, wenn unsere Männer uns von der Seite gerissen werden? Ich stimme ganz mit der Ansicht unseres hochwürdigen Veters überein, daß es besser ist, sich der Gefahr zu entziehen, wenn keine Aussicht mehr da ist, irgend einen Nutzen zu stiften“.

„Um des Himmels willen, schweige, Mutter!“ rief die junge Wittwe. „Siehst Du denn nicht, daß jedes Deiner

*) Der Sohn des Bürgermeisters Quirinus war Pfarrer zu Spaarnwoude.

Worte den Vater martert? Bist Du nicht überzeugt, daß er schon oft den Gedanken an unsere Zukunft mit Gewalt aus seiner Seele verdrängen mußte? Mögen wir uns wenigstens nicht schwach zeigen in einer Zeit, wo leider so Viele aus Menschenfurcht Gott und Religion verleugnen! Was mich betrifft, ich werde stolz darauf sein, sagen zu können, daß ich die Tochter bin eines Mannes, der mit unbeflecktem Gewissen das Amt, das ihm der König anvertraut, bis zu seinem Ende verwaltet hat; und wenn wir dieses, wo es Noth thut, öffentlich bekennen, wird vielleicht noch mancher Wankelmüthige gestärkt werden“.

Talesius, tief bewegt, reichte seiner Tochter die Hand; es glänzte eine Thräne in seinen Augen, aber keine Schmerzensthräne, sondern der reinsten Freude eine.

„Solch' eine Sprache ist der Tochter des Bürgermeisters Quirinus würdig, Maria!“ sagte der Abt Meinardus. „Aber ich darf Dir die Bemerkung nicht vorenthalten, daß die Gottlosen in ihrer Wuth auch die Frauen nicht verschonen. Mein Mitbruder, sowohl im Priesteramt als in der Verfolgung, der hier anwesend ist, kann dies bezeugen. Seine Schwester ist erst vor kurzer Zeit einer solchen wüsten Rote in die Hände gefallen“.

„Hat man sie mißhandelt?“ frug Maria.

„Ach ja! bis zu Tode“, gab der Priester zur Antwort.

„Und hat sie muthig jeder Versuchung Widerstand geleistet?“ fragte die junge Wittwe.

„Dem Himmel sei Dank! Ja. Sie ist, zur Beschämung und zur Schande ihrer Hentex, Christum verherrlichend,

in den Tod gegangen und hat die Krone der Märtyrer erworben“.

„O! erzählet uns Etwas davon!“ rief Maria begeistert. „Solch' ein Beispiel kann uns in der Stunde der Gefahr zur kräftigen Ermunterung dienen“.

„Es sind fürchterliche Scenen, deren Beschreibung Ihr von mir verlangt“, versetzte der Priester; „doch ich will gerne Eurem Wunsche willfahren, um so mehr noch, weil ich unserem hochwürdigen Abt, auf dessen Bitte ich mich hierher begab, bei dem ihm gewordenen Auftrag behülflich sein möchte. Wie er, so bin auch ich zu Wormer geboren und erzogen. Seit einigen Jahren war ich mit der Seelsorge der Einwohner von Berkel betraut, als die Meuterer dort erschienen und meine Kirche plünderten, so daß ich die Flucht nehmen mußte, um mein Leben zu retten. Nachdem ich mich einige Zeit in Delft aufgehalten hatte, begab ich mich nach Amsterdam, erstens, weil jene Stadt gegenwärtig der Haupt-Zusfluchtsort der Priester genannt werden muß und dann, weil dort vielleicht mehr als anderswo die Gelegenheit sich mir bot, meinen Amtsbrüdern nützlich zu werden. Es wohnte nur noch Eine Verwandte von mir in Wormer, meine Schwester nämlich, die immer mit so vieler Liebe an mir hing, wie man es nur selten zwischen Bruder und Schwester findet: selbst ihre Verheirathung vermochte diese Anhänglichkeit nicht zu vermindern. Als sie vernommen, welch' trauriges Loos mich ereilt, wehklagte sie Tag und Nacht und sann unaufhörlich auf Mittel, mir in meiner Noth und Verlassenheit zu Hülfe zu kommen. Daß ich mich in Amsterdam

befand, hatte sie bereits vernommen und damit war wenigstens ihre Furcht geschwunden, daß ich in Lebensgefahr schweben könnte. Doch da sie wußte, daß es mir an Geld fehlte und wohl begriff, daß für die vielen Priester, die nach Amsterdam geflüchtet waren*), nicht gehörig gesorgt werden könne, so verlangte sie Nichts so sehr, als das, was sie besaß, mit mir zu theilen. Sie scheute weder Mühe noch Gefahr; sie hat sogar verschiedene Male versucht, in einem Kahn nach Amsterdam zu rudern, woran sie jedoch jedes Mal von den Streifwachen gehindert wurde“.

„Welch' ein Muth!“ rief die alte Frau, die Hände vor Erstaunen zusammenschlagend.

„Endlich gelang es ihr, eine Schwester ihres Mannes, die ebenfalls einen Bruder unter den flüchtigen Priestern zu Amsterdam hatte und von gleichem Muth befeelt war, zu überreden, mit ihr die nächtliche Fahrt nach Amsterdam zu wagen. Sie brachten zwanzig Pfund Butter, zwei Käsen und noch einige andere Lebensmittel in den Kahn und stießen dann, nach einem feurigen Gebet zu Gott, vom Wall ab“.

„Welch' ein Muster von Geschwisterliebe und Mannhaftigkeit!“ rief die junge Wittve begeistert aus.

„Betend und einander Muth zusprechend“, fuhr der Priester fort, „hatten die beiden Frauen kräftig die Ruder gehandhabt, so daß der Kahn rasch über das Wasser dahinglitt, als sie plötzlich von Bauern aus Waterland,

*) Allein im Jahre 1573 sind zu Amsterdam mehr als 70 flüchtige Priester gestorben.

die damals die Amstelgegend unsicher machten, angehalten wurden. Wie sehr sie sich auch bemühten, zu beweisen, daß sie nichts Böses im Schilde führten, es fruchtete Nichts und sie wurden nach Ipersloot geführt. Dort lag eine Besatzung von Wassergeusen. Sobald die beiden Frauen als Gefangene eingebracht waren, wurden sie von den Einwohnern und den Soldaten mit Schmähreden und Schimpfworten empfangen. Einer der Bauern, der sich im Namen des Prinzen an die Spitze gestellt hatte, wurde von meiner Schwester Gertrudis sofort erkannt als ein Neffe ihres Mannes, der wegen seines schlechten Betragens früher einen sehr bösen Leumund hatte und wegen seiner Theilnahme an Unordnungen öfters mit den Gerichten in Berührung gekommen war. Dieser redete die Gefangenen auf freche Weise an und nannte sie Papisten und Götzendiener, die sich dem Herzog von Alba als Spione verkauft hatten, um das Vaterland zu verrathen. Meine Schwester antwortete ihm würdevoll, daß er und seine Frau, die bei ihm war, besser als sonst Einer der Anwesenden wisse, wer sie sei, und daß Alles, was er da sagte, mit der Wahrheit streite. „Wir sind christliche, rechtschaffene Frauen“, sprach sie, „und keine Götzendiener. Wir brauchen uns nicht zu schämen, daß unsere Brüder Priester sind und noch weniger, daß wir sie von dem Wenigen, was wir besitzen, am Ort, wo sie eine Zuflucht gefunden haben, unterstützen wollen. Wenn hierbei etwas Verkehrtes ist, so müßt Ihr es der weiblichen Bärtlichkeit, der schwesterlichen Liebe, die Gott uns in das Herz gelegt hat, zu Gute halten“.

„Es ist bewundernswerth, wie viel wahre Beredsamkeit von den einfachsten Leuten an den Tag gelegt wird, wenn es die Vertheidigung des Glaubens, die Ehre Christi gilt“, bemerkte Roosvelt. „Ich könnte viele Beispiele aus der jüngsten Zeit aufweisen, die an die Antworten der ersten Christen, wenn sie vor ihren heidnischen Richtern standen, erinnern“.

„Es ist der heilige Geist, der aus ihnen redet; es ist die Weisheit, die aus Gott kommt“, fügte der Abt von Egmond hinzu. „So haben auch die Apostel, die keine Gelehrten waren, eine Ueberzeugungskraft und eine Beredsamkeit besessen, welche die heidnischen Philosophen aus der weltberühmten Schule Athens mit Staunen erfüllte“.

„So wie man sich leicht denken kann“, fuhr der Priester fort, „gab die Beherztheit meiner Schwester nur Veranlassung, ihre Verfolger noch mehr zu erzürnen. „Ihr hättet Euch verständiger gezeigt, wenn Ihr Euch etwas vorsichtiger ausdrücken wolltet“, sagte der Anführer, „da Euer Loos in unseren Händen ist. Vielleicht wäret Ihr für ein kleines Lösegeld in Freiheit gesetzt worden, doch wenn Ihr Eure papistische Zunge nicht in Zaum zu halten wisset, so wird es Euch theuer zu stehen kommen“.

„O! was das betrifft, so bin ich bereit, Euch kniefällig zu bitten, uns die Freiheit wiederzugeben“, sagte meine Schwester; „ich will Euch sogar ein gutes Lösegeld versprechen, wenn Ihr mir erlaubet, meinen armen Bruder, den ich so innig liebe, zu besuchen, und ich werde mein Lebelang zu Gott bitten, daß Er Euch Seine Gnade verleihe“.

„Wir können Eure papistischen Gebete wohl entbehren, die Ihr außerdem augenblicklich selber wohl nöthig habt“, sprach der Anführer mit einem verächtlichen Lächeln; „doch wir wollen Euch die Freiheit schenken, wenn Ihr schwört, uns sechszig Kronen Lösegeld zu besorgen und wenn Ihr in unserer Gegenwart erklärt, daß der Papst von Rom der Antichrist ist und daß seine Priester Götzendiener sind; wenn Ihr Euch dessen weigert, so werdet Ihr die Strafe empfangen, welche aller Jener harret, die das Vaterland verrathen und mit dem spanischen Tyrannen Gemeinschaft haben“.

„So wie ich gehört habe“, sagte der Priester, „erhob Gertrudis bei diesen Worten mit einer solchen Hoheit das Haupt, daß Alle erstaunt standen. „Meint Ihr“, so sprach sie, „daß Ihr meinen Glauben an's Wanken bringen könnet; weil ich nur als ein schwaches Weib Euch und Euren Soldaten gegenüberstehe? Ich kann wohl sehen, daß Ihr in all' Eurem Thun und Lassen nur von irdischen Beweggründen Euch leiten lasset, denn Ihr könntet mir sonst unmöglich einen solchen Vorschlag machen. Alle Eure Drohungen sind nicht im Stande, mich auch nur um eines Nagels Breite von meiner Pflicht und meiner Religion abzuweichen zu lassen. Ich liebe mein Leben, doch ich schätze ein reines Gewissen viel höher; und wenn Ihr mich auch stehenden Fußes hier ermorden wollt, so werde ich doch keinen Augenblick zögern, zu erklären, daß ich den Papst als den Stellvertreter Christi und die Priester als Gesalbte des Herrn ansehe, die berufen sind, das Wort Gottes zu verkündigen“.

„Als sie dies gesagt hatte, entstand ein großer Lärm unter den Wassergeusen und Bauern; sie waren in ihrer Wuth kaum zu bezwingen, daß sie nicht gleich an meine arme Schwester Hand anlegten. „Schneidet ihr die Lästertzunge aus dem Maul!“ rief der Eine. „Laßt sie an dem ersten besten Zweig baumeln!“ rief ein Anderer. Der Anführer stampfte vor Zorn mit den Füßen. „Ihr habt den Tod gesucht“, sprach er, „wohlan, Ihr werdet ihm nicht entgehen. Man binde ihr die Hände auf den Rücken und wer Lust hat, kann sie dort an jenen Baum aufhängen; die andere Frau mag sich gegen ein Lösegeld loskaufen und nach Hause gehen, um zu erzählen, wie wir den papistischen Aberglauben auszurotten wissen!“ Dieser Befehl wurde von der wüsten Bande mit lautem Jubel begrüßt. Meine Schwester schlug die Augen gen Himmel und sagte mit fester Stimme: „Du hast mir Muth gegeben, Herr! Deinen heiligen Namen zu bekennen; gib mir nun auch die Kraft, für Dich zu leiden und zu sterben!“

„Doch plötzlich überzog Todesblässe ihre Wangen, sie zitterte an allen Gliedern und bedeckte ihr Angesicht mit beiden Händen. „Ha! sie hebt schon zurück, nun sie den Galgen vor sich sieht!“ rief ihr Nefse auf verächtlichen Ton. „Ich kenne die Kunden schon, sie haben all' ihren Muth auf der Zungenspitze“.

„Als meine Schwester die Hände von ihrem Angesichte zurückzog, standen ihre Augen voller Thränen. „Ich bitt' Euch, Nefse!“ bat sie flehend, „lasset mich leben! Schickt mich zu meinem Mann zurück! Ich werde

nicht nach Amsterdam gehen . . . Ich werde Euch 60 Kronen senden; aber um Gottes willen laffet mich leben!““

„Ach, die arme Frau!“ sagte Martha, tief bewegt. „Sie konnte den Gedanken eines solch' schmählichen Todes inmitten dieser wüsten Horde nicht ertragen“.

„So dachten auch die Wassergeusen“, versetzte der Priester, „und ihr Anführer begann auf's Neue, auf die Feigheit der Katholiken zu schmähen, doch meine Schwester sagte: „Ich bin nicht feige, Nefse — aber ich kann nicht sterben, ich darf mich nicht tödten lassen“.

„„Ausflüchte, um uns am Narrenseil herumzuführen!“ rief der Anführer, „doch wir sind keine Kinder, die sich von Frauenthränen zurückhalten lassen. Warum seid Ihr plötzlich so bange vor dem Tod geworden?“

„„Das kann ich Euch nicht sagen, Nefse!“ versetzte meine Schwester, die sichtlich in der größten Angst verkehrte.

„„Feigheit, Nichts als Feigheit! Ausflüchte, um dem Tode zu entgehen!“ schrie ihr Nefse ihr zu.

„„Wenn Ihr es erlaubt, werde ich es Eurer Frau sagen“, sagte Gertrudis, und zu ihr gehend, flüsterte sie derselben einige Worte in's Ohr. Als die Worte dem Anführer mitgetheilt wurden, verzog sich sein Angesicht zu einem höllischen Grinsen.

„Um so besser“, sagte er, „das papistische Unkraut muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden! Wenn Ihr Eurem Aberglauben abschwören wollet, will ich Euch das Leben schenken; wenn nicht, dann müßet Ihr sterben!“

„„Nimmermehr!“ sprach Gertrudis mit einem tiefen Seufzer, aber fest entschlossen. Darauf die Hände faltend

und die Augen zum Himmel emporrichtend, betete sie: „Nimm meine Seele in Gnaden an, o mein Gott! und verzeihe mir, wenn mein Eifer mich zu weit geführt hat! Es war Alles zu Deiner Ehre, was ich gesagt habe“. Und sich dann zum Anführer wendend, fuhr sie fort: „Wohlan, vollbringet die That, wodurch Ihr gleich sehr die Bande der Blutsverwandtschaft, als die der Menschlichkeit zerreiſet, und möge Gott Euch in Eurer letzten Stunde gnädig sein! Wenn Ihr glaubt, Euch muthig zu zeigen, indem Ihr eine wehrlose Frau um's Leben bringt, wohlan, ich bin bereit, es zum Opfer zu bringen für den Glauben, den Ihr schändlich verleugnet habt. Gehet und bereitet eine Krone für einen ungeborenen Märtyrer, es werden Christo alsdann zwei Opfer gebracht werden“. Und sich auf ihre Kniee niederlassend, erhob sie beide Arme zum Himmel und sprach: „Herr Jesus! Dir, der Du Herzen und Nieren ergründest und Dem Nichts verborgen bleibt, Dir ist es bekannt, daß ich Deinen Namen nicht bekennen wollte, um meinen Tod zu suchen; aber ich konnte, ich durfte nicht schweigen, ohne meine Seele zu beflecken. Ich zeuge mit für den ungeborenen Märtyrer; möge er Dir durch die Taufe des Blutes geheiligt werden und vereinige uns wieder in der himmlischen Herrlichkeit!“

Der Priester senkte den Kopf voller Behmuth auf die Brust herab; die Stimme verweigerte ihm den Dienst und Thränen benetzten seine Hände, die er im Schooſe gefaltet hielt. Alle Anwesenden waren in tiefster Seele ergriffen; nicht Einer vermochte ein Wort zu sprechen. Nach einigen Augenblicken fuhr der Priester mit gedämpfter

Stimme fort: „Darauf ist sie von den Unmenschen zu Tode gebracht und ihre Leiche in das J geworfen. Die Frau, die sie begleitet hatte, hat dies Alles bei ihrer Rückkehr mitgetheilt und als es in meinem Geburtsorte bekannt war, rief es große Niedergeschlagenheit und Ent-rüstung hervor“ 5).

„Welche unerhörte Grausamkeit, und das einer wehr-losen Frau gegenüber!“ sagte Martha. „Und man ist noch thöricht genug, um von solchen Menschen eine glück-liche Zukunft für das Vaterland zu erwarten!“

„Und lasset uns hinzufügen: welch ein Muth gegen-über Menschen, die alle Gesetze mit Füßen treten!“ ließ die junge Wittve darauf folgen. „Ich begreife vollkommen den Schmerz eines liebenden Bruders, dessen Herz die folternden Gedanken an so empörende Grausamkeit nicht ertragen kann; aber ein solcher Tod ist ebenso glorreich vor Gott, als er schmachvoll in den Augen der Menschen ist“.

„Ihr lasset Euch also durch die Bergegenwärtigung der Gefahren, denen Ihr ausgesetzt seid, nicht abschrecken?“ frug der Abt von Egmond.

„Gott allein kann uns Kraft geben und es gibt keinen Menschen, der von sich selber sagen kann oder darf, daß er in der Stunde der Gefahr standhaft bleiben wird, ehr-würdiger Vater!“ antwortete Maria. „Doch wenn das Leben der Heiligen und Märtyrer gebucht und uns auf-bewahrt wurde, nicht um uns abzuschrecken, sondern um uns als Vorbild zu dienen und uns im Glauben zu be-stärken, sowie Herr Roosevelt schon bemerkt hat, dürfen wir dann die Beispiele unserer nächsten Umgebung für

uns verloren gehen lassen? Ich muß gestehen, daß Alles, was ich hier vernommen, mir keine Furcht eingeflößt, sondern meinen Muth vermehrt hat“.

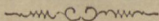
„Dann“, sprach der Abt, „halte ich mich von dem Auftrage, der mir gegeben wurde, entledigt. Ich habe dem Wunsche unseres Freundes Musius und auch der Umgebung meines eigenen Herzens genuggethan und ich hätte gerne gesehen, wenn Ihr Euch Alle an einen anderen, weniger gefahrdrohenden Ort begeben hättet; allein, ich weiß den Muth, der Euch befehlt, zu schätzen. Wenn Gott die Stürme, die uns bedrohen, in seiner unendlichen Barmherzigkeit nicht abwendet, werden wir vielleicht noch schreckliche Dinge erleben. Ich darf es nicht verhehlen, daß eine Ahnung mich künftige Märtyrer in unserer Mitte erblicken läßt. Doch lassen wir uns umgürten mit der Rüstung des Glaubens und uns durch das Gebet zum Kampfe vorbereiten, worin Gott an unserer Seite sein wird“.

„So sei es!“ sprach Roosevelt mit kräftiger Stimme. „Die auf den Herrn vertrauen, sind nie zu Schanden geworden. Doch“, ließ er nach einigen Augenblicken darauf folgen, „der hochwürdige Abt wird es mir zu Gute halten, wenn ich ihn an die Zeit erinnere. Es ist schon spät geworden und es ist kaum rathsam, sich in der Nacht auf die Straße zu wagen; denn obschon meine Wohnung nicht weit von hier entfernt ist, so würde man, wenn man uns erblickte, leicht einigen Verdacht schöpfen, und in diesem Falle könnte Eure Vermummung Euch um so gefährlicher sein. Es thut mir Leid, daß ich meinen Freund

Talesius einer solchen angenehmen und ehrenden Gesellschaft berauben muß, aber die Vorsicht gebietet, daß wir uns nach Hause begeben“.

„Ihr habt Recht“, sprach Quirinus, „wir sind von Feinden und vielleicht von Lauschern umringt. Es fällt schwer in einer Zeit wie dieser von Freunden zu scheiden, da wir weniger als je wissen, ob wir einander wiedersehen; aber die Umstände machen es nothwendig. Gebt uns noch Euren Segen, hochwürdiger Vetter! und möge Gott Euch unverfehrt zu unserem Freunde Musius, in dessen Gebete wir uns empfehlen, zurückführen“.

Darauf knieten Alle nieder, und der Abt Meinardus spendete ihnen die Fülle der Segnungen, womit Gott die Priester des neuen Bundes ausgerüstet hat.



II.

Es waren erst wenige Tage seit der im vorigen Kapitel beschriebenen Zusammenkunft vergangen, als die kalvinistische Partei, deren anerkanntes Haupt der katholische Rathsherr Stuyver war, in Haarlem dermaßen den Herrn spielte, daß die Katholiken, die täglich mehr erfuhren, welche Verfolgungen ihre Glaubensgenossen an anderen Orten erdulden mußten, das Schlimmste zu fürchten begannen. Viele unter ihnen, die sich um politischer Gründe willen den Unzufriedenen angeschlossen hatten, sahen jetzt ein, daß der Aufruhr noch fast mehr einen religiösen, als politischen Charakter habe; sie sahen, leider zu spät, daß sie den Sturm der Verfolgung mit angefaßt hatten, den sie jetzt nicht mehr zu unterdrücken die Macht hatten. Es war auch bekannt geworden, daß verkleidete Geistliche mit den beiden Alt-Bürgermeistern Noosvelt und Quirin, die als die Häupter der Katholiken galten, eine geheime Berathung gehabt hatten. Dies trug nicht wenig dazu bei, die Erbitterung der Umstürzler gegen diese Männer zu schüren. Sie waren denn auch schon verschiedene Male auf der Straße mißhandelt worden von Leuten, die ihnen ganz unbekannt und zweifelsohne dazu umgelaufen waren; auch hatte man in St. Bavo fast alle Fensterscheiben eingeworfen und die Katholiken wagten es kaum noch, der heiligen Messe beizuwohnen. Einer sehr achtbaren Frau

aus den bessern Ständen hatte man, als sie zur Kirche gehen wollte, das Gebetbuch aus der Hand gerissen und es ihr so heftig in's Gesicht geschleudert, daß sie mit blutendem Haupte weggetragen werden mußte.

Es war eine bange Zeit für die Katholiken, die nur zu deutlich vorhersehen, daß binnen Kurzem eine allgemeine Verfolgung ausbrechen würde. —

In der Damstraße, nicht weit vom Hause des Bürgermeisters, wo wir schon eintraten, wohnte eine bejahrte Wittve mit einem Sohne, ihrem einzigen Kinde. Sie hatte früher in guten Umständen gelebt und wurde selbst reich genannt; aber seit einigen Jahren hatte sie nur ein karges Auskommen, obschon sie noch immer in dem großen alten Hause wohnte und vor den Augen der Welt dieselbe vornehme Frau blieb. Ihr Gatte, der stets ein unruhiger Kopf gewesen, hatte im Jahre 1568, kurze Zeit nach der Hinrichtung der Grafen van Egmond und Hoorne, an einer weitverzweigten Verschwörung gegen das Leben des Herzogs von Alba theilgenommen. Bei der Haussuchung, die in Folge dessen bei ihm stattfand, kam heraus, daß er mit den vornehmsten Heißspornen des Landes in Beziehung stand. Er wurde verbannt und seine Güter wurden eingezogen. In Folge einer Bittschrift, welche seine Frau bei der Regierung einreichte, ward ihr allein der Besitz gelassen des Hauses, worin sie geboren war und das mehr als ein Jahrhundert ihrer Familie zugehört hatte. Van Dorde, so war der Name ihres Gatten, starb in der Verbannung, seine Frau und seinen Sohn in kümmerlichen Verhältnissen zurücklassend.

Hugo, der Sohn, der in der Zeit, wovon wir erzählen, ungefähr 25 Jahre alt sein mochte, hatte eine edle Natur und einen hochherzigen Charakter. Nach den Schicksalschlägen, wovon sie betroffen wurden, lebte er ganz für seine Mutter, für welche er eine Sorge und Bärtlichkeit an den Tag legte, wie man sie nur selten findet. Als Kind, als sein Vater sich noch nicht aus Parteisucht zu Ausschreitungen hatte verleiten lassen, war er der Spieltkamerad gewesen von Maria, der Tochter des Bürgermeisters Quirinus, und später war eine Ehe mit ihr sein höchster Wunsch gewesen; doch sein Vater war zur calvinistischen Lehre übergetreten, hatte seine Mutter ebenfalls dazu beredet und dem Sohne den Haß gegen den Katholizismus eingeflößt, der ihn selbst beseelte, so daß aus jener Ehe Nichts mehr werden konnte. Er wurde höflich aber entschieden vom Bürgermeister Quirinus abgewiesen. Seit der Zeit hatte nur seine gute Natur ihn abgehalten, sich ganz in die Arme jener Partei zu werfen, die keine Mittel scheute, die Katholiken mit Feuer und Schwert zu verfolgen.

Wir finden die Wittwe am Abend des 19. August des mehrgenannten Jahres in ihrem Wohnzimmer. Sie sieht bleich und abgemagert aus; Sorge und Entbehrung haben es ihr angethan und das Haar, das hie und da aus der Mütze hervorquillt, ist grau. Ihre Augen sind mit Thränen angefüllt, die, ohne daß sie es weiß oder daran denkt, in ein Kästchen fallen, das geöffnet vor ihr steht. In diesem Augenblicke vernimmt sie des Sohnes Schritte, schließt hastig das Kästchen und verbirgt es in

ihren Schooß, während sie die Spuren ihrer Thränen fortzuwischen trachtet. Es entging jedoch dem Jüngling nicht, daß seine Mutter in einer außergewöhnlich erregten Gemüthsstimmung sich befand.

„Was ist Dir begegnet, Mutter?“ frug er mit Theilnahme.

„Nichts, mein Sohn, Nichts“, erwiderte sie, während sie zu lächeln versuchte.

„Du täuschest mich“, sagte Hugo, „es muß Etwas vorgefallen sein, denn so wie heute habe ich Dich lange nicht gesehen“.

„Muß denn etwas Besonderes vorkommen, Hugo!“ frug die Wittwe, „um uns fühlen zu lassen, daß wir tief unglücklich und elend sind?“

„Es ist wahr“, erwiderte der Jüngling, indem er unmuthig sein Barett auf den Tisch warf, „jeder Augenblick erinnert uns daran, daß wir arm sind und hoffnungslos der Zukunft entgegen sehen Aber doch“ fuhr er besorgt fort, „nein, Mutter, Du verbirgst mir Etwas, denn Deine Augen sind geröthet und Du zitterst!“ Und er ging rasch zu der alten Frau, legte den Arm um ihren Hals und frug nochmals mit einer Stimme, die von kindlicher Liebe und Besorgniß zeugte: „Sage mir, was Dir fehlt, liebe Mutter! Warum willst Du mir Deinen Kummer vorenthalten?“

Die Mutter drückte einen Kuß auf die Hand ihres Sohnes, wie um ihm für seine Zärtlichkeit zu danken, und sagte dann: „Es ist wahr, ich darf Dir Nichts verbergen, das wäre Undankbarkeit gegen die liebevolle Sorge, welche Du für mich hast; aber ich möchte Dich so gerne

glücklich und zufrieden sehen und darum wollte ich das Leid, das sich jetzt wieder über unser Haupt zusammenzieht, vor Dir geheim halten. Doch in Gottes Namen! es hätte doch einmal geschehen müssen“.

„Was ist denn jetzt wieder vorgefallen, Mutter? Du machst mir bange“, sagte Hugo.

„Salomo ist hier gewesen“, sprach die Frau mit einem tiefen Seufzer.

„Der Jude!“ rief Hugo auf verächtlichen Ton. „Was will er?“

„Er will noch heute Alles, was er uns geliehen hat, einschließlich der Zinsen, zurück haben“, gab die Mutter zur Antwort. „In den gefährlichen Zeiten, die wir erleben“, sagte er, „würde es unverantwortlich sein, so viel Geld in Händen von Leuten zu lassen, die dafür nicht die mindeste Bürgschaft leisten können“.

„Wie! der elende Jude, der früher unser Gnadenbrod aß, hat Dich zu beleidigen gewagt?“ fuhr Hugo auf. „Hat er nicht durch seine schelmischen Streiche Alles, was wir noch an Werthstücken besaßen, für eine geringe Summe zu seinem Eigenthum zu machen gewußt? Ueberlaß mir diese Sache nur, Mutter! ich will diesen Juden schon zu seiner Pflicht zurückbringen“.

„Es wird Dir nicht gelingen, Hugo!“ sprach die Mutter, „wir sind seine Opfer geworden und das Gesetz gibt ihm sogar das Recht, uns zu verfolgen. O! wie hat er mich gekränkt mit der Drohung, daß er unser Haus verkaufen lassen wolle, wenn wir nicht Sorge dafür trügen, daß er sein Geld innerhalb drei Tage erhielt“.

Hugo stampfte vor Zorn mit dem Fuß auf den Boden.

„Sei ruhig, mein Sohn!“ fuhr die alte Frau fort; „wir können mit Gewalt Nichts gegen diesen Mann ausrichten; er hat unser Loos in der Hand“.

„Aber weißt Du denn kein Mittel, um ihn zufrieden zu stellen?“ frug der Jüngling.

„Leider nein!“ war die Antwort der Mutter. „Ich habe schon über alle Mittel nachgedacht, aber ich fand nicht Eins, das Aussicht auf Erfolg haben könnte. Die Freunde, die Deinen Vater gebraucht haben, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, denken nur an ihre politischen Pläne und vergessen die Wittwe des Mannes, der ihnen so große Dienste erwiesen hat. Und bei Feinden kann man natürlich keine Hilfe finden“.

„Feinde . . . ? Sollte es denn noch Menschen geben, die gegen eine brave Frau, welche unverschuldet in's Unglück gerathen ist, feindliche Gesinnung hegen könnten?“ frug der Sohn.

„So meine ich es nicht, Hugo!“ sagte die Wittwe, „ich nenne unsere Feinde alle Jene, die aus politischen oder religiösen Gründen unsere Widersacher sind. Unter diesen würde ich sonst noch wohl Jemanden finden können, der unter anderen Umständen nicht zugeben würde, daß wir in's Unglück gestürzt würden“.

„Ich verstehe Dich. Die Papisten meinst Du?“ fiel ihr Hugo in's Wort.

„Ich habe alle sonstigen Mittel erschöpft, mein Sohn“, fuhr die alte Frau mit bebender Stimme fort. „Jemand, der dem Ertrinken nahe ist, greift nach einem Strohhalm,

der auf dem Wasser treibt. Es ist mir nur noch Ein Mittel geblieben, das jedoch ebenfalls geringe Aussicht bietet“.

„Und das wäre . . .?“ frug Hugo gespannt.

„Ich will zu Bürgermeister Quirinus gehen“, lautete die Antwort, „und ihm unsere Lage schildern“.

Der Jüngling sprang so erschreckt auf, als habe er auf eine Natter getreten. „Wie!“ rief er, „Du wolltest Dich vor Talestius erniedrigen, der mir in besseren Tagen seine Tochter geweigert und Vater seinen Feinden ausgeliefert hat? Beim Himmel! nein jene Schmach sollst Du nicht auf Dein Haupt laden!“

„Ereifere Dich nicht so, Hugo!“ sagte die Mutter, und bedenke, daß Erniedrigung das Loos der Unglücklichen ist. Es bleibt uns keine andere Wahl, wenn wir nicht in wenigen Tagen obdachlos sein wollen“.

Der Jüngling ballte krampfhaft die Hände und Thränen flossen ihm über die Wange. „Was habe ich doch verbrochen, mein Gott!“ rief er aus, „daß ich meine Mutter so muß leiden sehen?“

Er maß das Zimmer mit großen Schritten und blieb plötzlich in großer Erregung vor der alten Frau stehen. „Ich will nicht, Mutter!“ fuhr er fort, „daß Du vor dem Manne knieest, den Du in Deiner Jugend abgewiesen und der mir vielleicht deshalb seine Tochter versagt hat; ich will nicht, daß er Dich mit Vorwürfen und Schmähungen überlade; ich werde es nimmer zugeben!“

„Aber werden wir nicht auch mit Schmach überladen, wenn Salomo seine Drohungen zur Ausführung bringt?“ frug die Wittwe.

„Schweige doch, Mutter! Du folterst mich!“ rief der Jüngling.

„Wir stehen an einem Abgrunde, Hugo!“ fuhr die alte Frau fort, „es bleibt uns keine Wahl. Oder weißt Du noch ein anderes Mittel?“

„Nein, ach nein! ich würde mich sonst nicht in einer solchen Rathlosigkeit befinden“, gab Hugo zur Antwort.

„Und theilst Du nicht die Ueberzeugung mit mir, daß Talesius zum Mitleid zu bewegen sein wird?“ frug die Wittve von Neuem.

„Zu bewegen . . . o ja! . . . Aber das ist es gerade, was mich so quält . . . Jene Erniedrigung kann und werde ich nie erlauben. Talesius hat ein gutes Herz und wenn er Alles vernimmt, wird er Dir Geld geben. Aber dann wirst Du ihm lang und breit erzählen müssen, wie Alles, was wir noch Werthvolles besaßen, in die Krallen eines elenden Juden gerathen ist; daß wir schon so viele Demüthigungen erlitten, daß wir — Hunger erduldet haben, um noch in unserem Stande bleiben zu können und das darf er nimmer aus Deinem Munde vernehmen“. Der Jüngling verhüllte sein Angesicht mit beiden Händen und war von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen.

„Ich will Dich nicht betrüben, Hugo!“ sagte die Mutter, „und werde deshalb, wenn Du es gut findest, ein Opfer bringen, das mir noch viel schmerzlicher ist. Ja, ich habe noch Ein Mittel . . . Aber wenn Du wüßtest, was dieses mich kosten wird!“

Die alte Frau nahm das Kästchen und setzte es geöffnet auf den Tisch vor sich hin. „Ich besitze noch eine

Berlenschnur“, sprach sie mit halb erstickter Stimme, „Du hast sie nicht mehr gesehen seit Deinen Kinderjahren, denn ich kann diesen Schmuck nicht ohne Schauder betrachten, und doch ist es mir so theuer, daß mein Herz zerreißen will, nun ich mich davon trennen soll. Verkaufe oder verpfände dieses Kleinod, Hugo! es wird uns retten können!“

Der Jüngling nahm voller Staunen die kostbare Schnur in die Hand. „Ja, dies wird uns retten“, sagte er, „denn es muß einen großen Werth haben. Ich will es verpfänden, Mutter! und Salomo bezahlen, vielleicht wird bald eine bessere Auskunft tagen. Peter Ries hat mir schon längst eine Aussicht auf die eine oder die andere Anstellung eröffnet; er hat mich dazu bei dem Prinzen vorgeschlagen, wie Du weißt. Und möchte dies auch wieder fehlschlagen, wohlhan, so laß mich für Dich arbeiten! Niemand wird mich verachten, wenn ich mit meiner Hände Arbeit ein ehrliches Stück Brod für uns Beide verdiene“.

Die Wittwe schüttelte das Haupt. „Nein, Hugo!“ sagte sie, „sprich mir davon nicht; es wäre mein Tod, wenn ich Dich als anderer Leute Knecht sehen müßte. Lasset uns denn lieber noch ein wenig Geduld haben und die Aussichten abwarten, die Dir eröffnet sind, obschon ich jenem Ries nicht traue. Er hat auch Viel dazu beigetragen, daß Dein Vater sich in das Unglück gestürzt hat“.

„Du findest es also gut, daß ich diese Schnur verpfände, Mutter?“ frug Hugo, der in der Freude, womit er diesen Strahl der Hoffnung begrüßte, die letzten Worte kaum gehört hatte.

„Bleibt mir denn etwas Anderes übrig?“ frug sie. „Aber“, fuhr sie fort, „laß mich dieses theure Andenken an meine liebe Mutter noch einmal an das Herz drücken!“ Und sie ließ nun ihren Thränen freien Lauf, die reichlich über ihre blassen Wangen auf den Halschmuck niederrannen.

Es war eine doppelte Perlschnur, die in der Mitte durch ein goldenes, in Diamanten gefaßtes Kreuzchen verbunden war.

„Ich war so glücklich, als ich dieses Geschenk empfing“, so sprach die alte Frau weiter, als wäre sie ganz allein. „Es war am Tage meiner ersten heiligen Communion. Als meine Mutter mir diese Schnur um den Hals hing, küßte sie mich auf die Stirne und sagte: „Mein Kind! Dein Herz ist jetzt rein und schuldlos, vergiß nimmer, daß die Unschuld die schönste Perle ist und daß ein reines Gewissen glänzt wie ein Diamant. Wenn Dir jemals Widerwärtigkeiten im Leben begegnen, so frage Dich selbst, ob Du die reine Perle, die Du heute besitzt, bewahrt hast und laß den Glauben stets in Deinem Herzen leuchten, wie die Diamanten an diesem Kreuze! Möchtest Du in Leiden gerathen, so möge dieses Kreuz Dich an diesen gesegneten Tag und an Deine Mutter erinnern, und wenn Du so glücklich bist, sagen zu dürfen, daß Dein Herz rein geblieben ist, wie diese Perlen es sind, so stelle getrost Dein Loos in Gottes Hand, der die Seinen nimmer verläßt!““

„Das darfst Du sagen, Mutter!“ sprach Hugo, tief bewegt, „Du darfst Dein Auge frei zum Himmel erheben, denn Du bist eine brave Frau, eine liebende Mutter“.

„Ich weiß es nicht, Hugo! . . . ach, ich weiß es nicht!“ schluchzte die alte Frau. „Es ist wahr, ich habe meinen Glauben nicht verlassen, um Gott zu verlassen . . . Aber warum zittere ich denn so, wenn ich dieses theuere Kleinod sehe? Warum scheint jede Perle gegen mich zu zeugen? Dein Vater hat mir die Augen geöffnet, daß ich den Aberglauben des Papismus erkannte; aber ich habe es nie vergessen können, daß er das Kreuzifix, das in unserm Schlafgemach hing, mit Füßen trat: es ist doch das Zeichen unserer Erlösung. Sollte Gott mich dafür vielleicht jetzt strafen, indem Er mir das Kreuzchen, worauf der Segen meiner Mutter ruht, fortnimmt? O! es ist mir, als wenn der Segen von meinem Haupte hinweggenommen würde, nun ich mich von diesem theuren Gegenstande trennen muß; es ist mir, als wenn jedes Glück nun für immer von unserm Hause weichen würde!“

Und sie drückte den Schmuck heftig an die Lippen.

„Da, Hugo, nimm es!“ so fuhr sie erregt fort, „Gott wird es mir vielleicht verzeihen, da Er weiß, daß ich allein für Dich dieses Opfer bringe“.

„Nein, Mutter!“ sprach Hugo, tief ergriffen, „das ist zu Viel! Du sollst Dich nicht von diesem Gegenstande trennen, wenn es nicht sein muß, was Gott verhüte, um Deinen Hunger zu stillen. Ich will erst noch das Aeußerste versuchen“.

„Aber es bleibt uns ja kein anderes Mittel mehr übrig“, sprach die alte Frau, die mit thränenvollen Augen ihren Sohn fragend ansah.

„Dann will ich zum Bürgermeister Quirinus gehen,

Mutter! und mich der Schmach unterwerfen, die ich von Deinem Haupte abwenden will“.

„Du willst zu Talesius gehen, Hugo!“ rief die Mutter verwundert; „aber weißt Du wohl, daß Du bei dem ersten harten Wort aus seinem Munde vergessen wirst, daß Du kommst, um eine Gunst von ihm zu erbitten? Bei dem ersten harten Wort über Deinen Vater oder über meinen Abfall von der alten Religion, wird Dein Aufbrausen Alles zu verderben im Stande sein“.

„Beim Himmel! das wird weder er, noch sonst Jemand wagen!“ rief der Jüngling ereifert. „Aber er wird das auch nicht thun, Mutter!“ setzte er hinzu, „und . . . möchte es auch der Fall sein — nun wohl, — dann werde ich an Dich und an das Geschenk Deiner Mutter denken. Sei unbesorgt! Ich werde, wenn es sein muß, die Kraft haben, mich zu bezwingen“.

Durch so viele Beweise kindlicher Liebe bis in die innerste Seele getroffen, stand die alte Frau auf und fiel ihrem Sohne um den Hals. „Gott hat mir Alles genommen!“ sprach sie, „und es ist wahr, ich besitze selbst keine Gewissensruhe mehr; aber Deine Liebe und Sorge träufeln Balsam in meine verwundete Seele. Der Himmel möge es Dir lohnen!“

Die unglückliche Frau empfand in jenem Augenblicke soviel Trost, als die Erde nur bieten kann; der himmlische Trost jedoch, der das Leiden erleichtert, der jede Thräne zu einem Gebet, zu einer Erquickung macht, ward ihr nicht zu Theil.

Als Hugo sich anschickte, die schwere Aufgabe, die er

sich freiwillig aufgeblüdet hatte, zu erfüllen, kam ein Bote von Peter Ries, der den jungen van Dorde ersuchte, sich sofort dorthin zu begeben, da Jener über eine wichtige Angelegenheit mit ihm reden wolle. Dies änderte natürlich Hugo's Plan, da es leicht möglich sein könnte, daß die Aussichten, die Ries ihm eröffnet hatte, in Erfüllung gingen. Die Mutter theilte diese Ansicht und Beide beschloßen, zuerst das Resultat dieses Besuches abzuwarten, bevor sie sich an Bürgermeister Quirinus um Beistand wenden wollten.

Hugo fühlte sich nicht ganz behaglich, als er in das Gemach eintrat, wo Ries ihn erwartete. Die Pracht, die dort herrschte, erinnerte ihn an frühere Tage und so sah er jetzt mehr als je, wie verschliffen und verschossen seine Kleider waren.

„Ich sehe, man kann auf Euch zählen, van Dorde!“ sagte Ries, indem er dem Jüngling die Hand gab und ihm einen Stuhl anbot; „wir haben in unserer Zeit wackere Männer, wie Ihr seid, nöthig, auf die man sich verlassen kann“.

„Ich würde keinen einzigen Grund finden können, der mir das Recht gäbe, Eure Botschaft unbeachtet zu lassen!“ erwiderte Hugo.

„Erlaubet mir, daß ich Euch ein Glas Wein anbiete, Hugo!“ fuhr Ries auf vertraulicheren Ton fort, „und sagt mir dann, wie es kommt, daß wir Euch des Abends nicht mehr in unseren Versammlungen sehen!“

„O!“ sprach Hugo, einigermaßen zögernd, „es können Dinge vorkommen, die Einem alle Lust benehmen; ich

war in der letzten Zeit wenig aufgelegt, solchen Zusammenkünften beizuwohnen“.

Ries zuckte lächelnd die Achseln und sagte: „Ein Jüngling wie Ihr, der noch über so Manches abzurechnen hat, könnte ruhig bleiben, wenn der wichtige Augenblick, der dazu günstig sein wird, mehr und mehr herannaht?“

„Ich will nicht heucheln, Herr Ries!“ versetzte Hugo ernst, „und darum will ich Euch gradheraus meine Meinung sagen. Daß ich keine Lust habe, diesen Versammlungen beizuwohnen, ist wahr, doch nicht weil es mir an Eifer fehlt, sondern weil dort dann und wann Dinge vorkommen, die ich nicht billigen kann. Ich bin Calvinist, wie mein Vater, und hasse Spanien, weil es unsere Bürgerrechte mit Füßen tritt und unseren Glauben zu vertilgen sucht; aber deshalb kann ich noch nicht alle Mittel guthießen, deren man sich in unserer Stadt gegen Spanien bedient. Wenn wir uns für befugt halten wollen, die Verkürzung unserer Privilegien zu rächen und uns gegen die Verletzung unseres Rechtes aufzulehnen, so müssen wir vor allen Dingen die Rechte Anderer achten und dem Meineid keinen Meineid gegenüberstellen“.

Ries sah den freimüthigen Jüngling einen Augenblick scharf an. „Wie muß ich das verstehen?“ frug er.

„Das will ich Euch mit einem einzigen Beispiel klar machen, Herr Ries!“ erwiderte Hugo. „Unsere Stadt ist durch Stimmenmehrheit im Rathe an den Prinzen übergegangen, unter der Bedingung, daß die Religionsfreiheit eines Jeden vollkommen geachtet würde und alle Bürger gleiche Rechte und Vorrechte genössen. Nur wenige Tage

darauf begann man den Gottesdienst der Papisten zu stören und einige derselben sogar auf der Straße zu mißhandeln; auch wohnte ich keiner einzigen Curer Versammlung bei, worin nicht Dieser oder Jener unter allerlei wüsten Drohungen auf die Einziehung der kirchlichen Güter zu Gunsten des Aufstandes oder auf die Vertreibung der Papisten aus St. Bavo andrang. Ein solches Treiben verdrießt mich“.

„Ihr scheint sehr für die Papisten zu eifern“, bemerkte Ries halb vorwurfsvoll, halb fragend.

„Ihr irrt Euch“, sprach Hugo ruhig. „Wenn bei der Abstimmung im Rathe die Bedingung gestellt wäre, daß alle Papisten die Stadt verlassen müßten, oder daß sie ihre Kirchen und Güter, sowie die Freiheit ihrer Religionsübung verlieren sollten, so hätte ich Frieden damit. Aber wenn die Drangisten ihr Wort und ihren Eid brechen, sobald sie zur Macht gelangen, dann haben die Papisten denselben Grund, sie zu verachten, als wir um dieser Ursach' willen Alba und seinen Blutrath bekämpfen. Die schöne Sache der Erhebung wird besudelt, indem man einen Religionsstreit daraus macht“.

„Im Grunde habt Ihr Recht“, sagte Jener heuchelnd, „aber Ihr verliert zu sehr die Personen und die Umstände aus dem Auge, um vorurtheilsfrei über die Angelegenheit reden zu können. Es liegt in der Natur der Sache, daß unter Umständen, wie die, worin unsere Stadt jetzt verkehrt, sich eine Zahl von Heißspornen in den Vordergrund stellt. Der Eine hat einen ermordeten Vater zu rächen; der Andere ist ein Opfer der Priesterlist geworden; ein

Dritter meint das Recht zu haben, ein Wörtchen mitzusprechen, weil er Viel dazu beigetragen hat, daß die Stadt das spanische Joch abgeschüttelt u. s. w. Daß solche Leute sich, wenn ihr Blut erhitzt wird, wohl mal zu weit führen lassen, ist sehr natürlich, wenn auch nicht lobenswerth; aber Ihr wisset doch auch, daß man ihren Vorstellungen nie Gehör gegeben hat“.

„Dies nimmt jedoch nicht weg“, unterbrach ihn Hugo, „daß man sie ungestraft das Volk gegen ruhige Bürger aufhezen läßt und daß sie nicht einmal verfolgt oder bestraft werden, wenn man sie öffentlich bei einer Mißhandlung ertappt. Ihr mögt davon versichert sein, Herr Ries, daß viele Papisten ebenso eifrig mitgewirkt haben, um Spanien zu schaden, wie wir, aus Widerwillen gegen den Behnten und in der Erwartung, daß der Prinz ihren Rechten und Vorrechten Geltung verschaffen würde, doch daß sie sich augenblicklich schändlich betrogen sehen“.

Ries sah den ehrlichen Jüngling erstaunt an und sagte dann mit anscheinender Herzlichkeit: „Ich habe mich nicht in Euch getäuscht, Hugo! Ihr habt das Herz auf dem rechten Fleck; aber Ihr scheint bis jetzt ein zu oberflächlicher Zuschauer bei dem Verlauf der Dinge gewesen zu sein, um mit Fug über die Mittel urtheilen zu können, die zur Erreichung des hohen Zieles nothwendig sind. Ich will Eurer Offenherzigkeit ebenso offen entgegenkommen, weil ich überzeugt bin, daß Ihr keinen Mißbrauch davon machen werdet; urtheilet danach selber. Es ist außer Frage, daß wir, die wir zu den Gemäßigten gehören, Nichts als die Ehrerbietung unserer Rechte und gleiche Freiheit

für alle Bürger verlangen; doch ohne die Heißsporne, die etwas ganz Anderes im Auge haben, würden wir nie unser Ziel erreicht haben: dies wird denn auch wohl der Grund sein, warum der Prinz von Dranien sie begünstigt und ihnen oft mehr durch die Finger sieht, als er wohl möchte. Sie haben die Kastanien aus dem Feuer geholt, und verzeihet mir, wenn ich unangenehme Erinnerungen in Euch wecke, Euer Vater ist dabei zum Opfer geworden. Wenn wir jene Menschen nicht in den Arm genommen hätten, würde Alba's bleierne Hand noch auf all unseren Städten lasten, und es ist also sehr natürlich, daß wir ihnen Versprechen und Zusagen geben mußten, denen wir nicht immer nachzukommen willens waren“.

„Aber das ist . . .“

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt“, fiel Ries dem Jüngling in die Rede, „das ist nicht rechtschaffen, nicht ehrlich, wenn Ihr wollt; aber, junger Freund! meint Ihr denn, daß je ein Aufstand gelungen ist, wobei nicht List, Verrath und Betrug im Spiele waren? Eure Arglosigkeit ehrt Euch; aber Alexander der Macedonier wäre mit Eurem Charakter nie Alexander der Große geworden. Nun ist es doch natürlich, daß wir die Männer, die für uns das Eis gebrochen haben, nicht vor den Kopf stoßen dürfen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, Alles, was wir aufgebaut haben, wieder in Trümmer fallen zu sehen. Wir dürfen nicht übersehen, daß wir zwar eine orangistische Majorität in den Rath zu bringen wußten, daß aber diese Stimmung im Volke noch durchaus nicht herrscht, und die Majorität sogar hätte es selbst am 3. Juli noch

nicht gewagt, die Stadt dem Prinzen zu übergeben, wenn die Drohungen dieser nämlichen Hitzköpfe sie nicht dazu gebracht hätten. Und wenn wir nun den übergroßen Eifer jener Menschen mit Gewalt dämpfen wollten, so wäre es sehr leicht möglich, daß unsere Kräfte geschwächt und zerstükkelt würden, oder daß die Stadt einem zügellosen Haufen anheimfiele, der schließlich unsere Rechte ebenso wenig achtete, wie die der Papisten. In Kriegszeiten kann man es so genau nicht nehmen: oder glaubt Ihr, daß ein Feldherr Vergnügen daran findet, wenn seine Soldaten eine Stadt plündern und Frauen und Kinder mißhandeln? Das Einzige, was wir thun können, ist, daß wir jene Tollköpfe so lange mit schönen Worten hinhalten, bis sie unschädlich geworden sind. Aber es sind noch andere Dinge im Spiel, mein junger Freund! Es ist noch die Frage, ob sie wohl ganz Unrecht haben, wenn sie die Papisten streng behandelt sehen wollen. Wißt Ihr wohl, daß es nicht schwer sein würde, die Beweise zu finden, daß sie mit den Spaniern in Einverständnis handeln und daß sie alles Mögliche anbieten, um die Stadt Alba wieder in Händen zu spielen?"

„Nun denn, so strafe man Jene, die sich hieran schuldig machen!“ sagte Hugo.

„Recht so!“ versetzte Ries. „Aber wird dadurch die Wuth Jener, die Ihr Heißsporne nanntet, nicht noch mehr steigen, und werden sie nicht noch ungestümer die Bestrafung der Papisten fordern?“

„Es ist wahr“, sagte Hugo, „dann würden die Unschuldigen für die Schuldigen die Beche bezahlen müssen.“

Aber mir scheint, daß bei der Angst, worin die Papisten seit einigen Wochen sich befinden, doch wahrlich nicht Viel von ihnen zu befürchten sein wird“.

„Ihr kennt die Schlaueit und die List jener Leute noch nicht, Hugo!“ fuhr Ries fort, „und Ihr, die Ihr so ängstlich seid in der Wahl der Mittel zur Erreichung des gewünschten Zieles, — Ihr würdet erstaunen, wenn Ihr wüßtet, von welchen verrätherischen Mitteln Jene Gebrauch machen, um ihre Widersacher zu bekämpfen. Die Mitglieder der Regierung und mehre Andere haben die Beweise in Händen von mancher geheimen Anzettelung, die wegen verschiedener Umstände noch nicht veröffentlicht werden können. Ich werde Euch mein ganzes Vertrauen schenken, Hugo! deshalb habe ich Euch gebeten, zu mir zu kommen. In Eurer Nähe wohnt unter Anderen Jemand, der Euren ganzen Haß verdient und dessen Schliche uns viel mehr Kopfzerbrechen verursachen als die Wühlereien Jener, die Ihr gern zur Strafe ziehen möchtet“.

„Meint Ihr Talesius?“ frug Hugo.

„Ja, ihn meine ich“, gab Ries zur Antwort. „Er ist das Haupt einer Verschwörung, die, wenn sie gelänge, uns Allen den Kopf kosten könnte und ich versichere Euch, daß er seine Mittel nicht auf der Goldwage abwägt“.

„Ich kenne Talesius als meinen politischen Gegner“, sagte Hugo, „aber ich halte ihn keiner unedlen That fähig“.

„Argloser!“ sagte Ries, „Ihr wißt noch nicht, wie jene Leute sich verstellen können; ihre Frömmigkeit ist nur eine Maske, wohinter sie ihre schändlichen Thaten verbergen.

Es ist ihnen Nichts zu heilig, wenn sie nur ihr Ziel erreichen können“.

„Aber Quirinus gehört nicht zu Jenen, die ihre Meinung verbergen“, erwiderte Hugo, „das hat er, dünkt mir, noch deutlich genug bewiesen an dem Tage, als die Stadt an den Prinzen übergegangen ist“.

Ries wurde unmuthig über die Hartnäckigkeit und vielleicht noch mehr über die Ehrlichkeit des Jünglings. „Ihr scheint wenig Ehrgefühl zu besitzen, van Dorde!“ sagte er.

„Herr Ries!“ rief Hugo entrüstet, indem er von seinem Stuhl aufsprang.

„Bleibet ruhig, junger Freund!“ versetzte Ries, van Dorde mit der Hand bedeutend wieder Platz zu nehmen; „Ihr werdet mit Euren hochherzigen Gesinnungen zu gelegener Zeit viel mehr Nutzen stiften können. Ich habe Euch auch nicht hierher kommen lassen, um Euch zu beleidigen, sondern um Euch einen Dienst zu erweisen. Ihr seid ein Mann geworden und es wird Zeit, daß Ihr handelnd auftrittet für eine Sache, deren Opfer Euer Vater geworden ist. Es ist jetzt eine günstige Gelegenheit, Euch bei den Günstlingen des Prinzen in Ansehen zu bringen; doch, um dadurch zu Eurem Vortheil zu wirken, müßet Ihr nicht Eurem oberflächlichen Urtheil und Eurer Leichtgläubigkeit, sondern dem Rath und den Worten mehr erfahrener Männer folgen. Hat Talesius Euch nicht seine Tochter versagt?“

„Ja — er that es“, antwortete Hugo.

„Und seid Ihr ihm deshalb so freundlich gesinnt?“ frug Ries von Neuem.

„Würdet Ihr Eure Tochter einem Papisten geben, Herr Ries?“ erhielt er zur Antwort.

Ries biß sich auf die Lippen. „Und wenn ich Euch sage, daß Quirinus Euch seine Tochter nicht vorenthielt, weil Ihr ein Calvinist seid, sondern nur aus tödtlichem Haß gegen Eure Mutter, die ihm einst dieselbe Demüthigung widerfahren ließ?“ frug er heftig.

Hugo fühlte es durch alle seine Glieder zucken; er dachte an seine arme Mutter und die geringe Aussicht, die ihm nun blieb, sie aus der Geldverlegenheit zu retten. „Das ist unmöglich!“ rief er erregt.

„Ich werde Euch noch mehr sagen“, versetzte Ries, der nun sah, daß es ihm gelungen war, eine Saite dieses ehrlichen Gemüths in Wallung zu bringen. „Von demselben Haß gegen Eure Mutter getrieben, hat er Eures Vaters Tod herbeigeführt und Euch Beide der Schande und der Armuth preisgegeben“.

„Beim Himmel, Herr Ries!“ rief Hugo ungestüm, „wißt Ihr wohl, daß Ihr mich zum Mörder machen könnt, wenn das, was Ihr sagt, wahr ist?“

„Zimmer voll Uebertreibung!“ sprach Ries mit schlaunem Lächeln. „Ich sehe wohl, daß es wenig Mühe kosten würde, Euch in das erste Glied Jener zu stellen, die Ihr Hitzköpfe nennt. Aber so geht es, wenn man jung ist und das Blut noch so ungestüm durch die Adern rollt; dann weiß man sich nicht zu bezwingen, dann weiß man seine Zeit nicht abzuwarten“.

„Wie könnt Ihr verlangen“, frug Hugo, „daß ich ruhig bleiben soll bei dem Gedanken, daß ich Jemanden

kenne, der den Tod meines Vaters, das Unglück und die Erniedrigung meiner braven Mutter verschuldet?“

„Das fordert Niemand von Euch und ich am allerwenigsten“, sagte Ries. „Ihr müßt im Gegentheil mit aller Kraft, welche die gekränkte kindliche Liebe Euch schenkt, Rache nehmen, doch nicht in toller Wuth, die schließlich auf Euer eigenes Haupt zurückfallen würde; nein, Ihr müßet ruhig und festen Schrittes vorangehen, bis der Augenblick gekommen sein wird, wo Ihr Euer Opfer mit Einem Schlage vernichten könnt“.

„Aber solltet Ihr Euch auch versehen, Herr Ries?“ frug der Jüngling, dessen Ueberzeugung von der Rechtchaffenheit des Talesius wohl für einen Augenblick an's Wanken gebracht, doch nicht ganz umgeworfen worden war. „Habt Ihr Beweise für Eure Behauptung?“

„Ich werde Euch die Beweise schaffen“, erwiderte Ries. „Aber trinkt noch ein Glas Wein und dann werde ich Euch mit den Plänen bekannt machen, die ich ausgedacht, Euch eine bessere Zukunft zu bereiten“.

„Ich mag nicht mehr trinken“, sagte Hugo, „mein Kopf glüht schon, als wenn er in Flammen stünde“.

„Das bringt eine neue Wallung in das Blut, das bei Euch schon viel zu lange stockte“, antwortete Ries lächelnd. „In stillstehendem Wasser bildet sich Verderbniß; in strömender Fluth herrscht Leben und Gesundheit“. Und sein Glas erhebend, ließ er darauf folgen: „Ich trinke auf den Untergang unserer Feinde, auf das Wohl Eurer braven Mutter und auf die schöne Zukunft, die Eurer harret!“

Der Jüngling stieß mit seinem Verführer an und leerte sein Glas in Einem Zuge. Man konnte es Ries deutlich ansehen, daß er sich freute über die Wendung, die das Gespräch genommen. „Und nun zur Sache!“ sagte er, nachdem er erst die Gläser wieder gefüllt hatte. „In wenigen Tagen kommt hier ein Vertrauter des Prinzen von Oranien, ein gewisser Gerard van Berkenrode, ein abgefallener Priester, der sowohl in der Religion als in der Politik seine Richtung geändert hat und aus diesem Grunde von doppeltem Eifer beseelt ist. Van Berkenrode ist mit einer unbeschränkten Vollmacht versehen und handelt in des Prinzen Namen mit Oberhoheit, wie es noch im vergangenen Monat zu Naarden geschehen, wo er selbst auf seine eigene Faust Spanischgesinnte zu Tode bringen ließ ⁶⁾. Es ist ihm schon bekannt, daß Quirinus kurz vor Uebergabe der Stadt mit dem Grafen Bossu zusammengekommen ist, mit der Absicht, uns Alle zu verrathen und an den Galgen zu bringen. Selbst, als die Stadt sich schon an die Seite der Orangisten geschaart, hat er es noch gewagt, eine Verschwörung mit zwei Priestern anzuzetteln, die verkleidet in die Stadt zu gelangen wußten. Was sie besprochen haben, ist mir natürlich noch unbekannt; aber ich weiß gewiß, daß sich Briefe in Quirinus' Haus befinden, woraus hervorgeht, daß die Papisten nichts Anderes im Sinne haben, als hier eine Art Blutrath zu errichten. Es ist deshalb vor allen Dingen nothwendig, daß wir uns dieser Papiere bemächtigen, und da sich auch Stücke darunter befinden, die für Euch persönlich vom größten Interesse sind, so habe ich,

um dieses Ziel zu erreichen, auf Euch mein Augenmerk gerichtet. Es ist mir nämlich bekannt, daß Talesius zu der Zeit, als Euer Vater sich mit einigen vaterlandsliebenden Männern verbunden hatte, mit Vargas⁷⁾ im Briefwechsel stand, und daß er es gewesen ist, der ihn an jenen Bluthund verrathen hat“.

„Ist es möglich!“ rief Hugo, indem er die Hände krampfhaft zusammenballte.

„Laßt mich erst ausreden“, sagte Ries, „und dann könnt Ihr Eurer Entrüstung Luft machen. Talesius, der wohl sieht, daß selbst der Sohn des Mannes, dessen Tod er herbeigeführt und dessen Wittwe er dem Elend überantwortet, ihm noch stets mit einer gewissen Achtung begegnet, und der außerdem noch auf den Untergang der Drangisten rechnet, wird wohl nicht daran gedacht haben, alle jene Papiere zu vernichten, und es könnte also möglich sein, daß wir zugleich mit den Beweisen seines Einverständnisses mit dem Spanier, die von seiner Blutschuld gegen Euren Vater in Händen bekämen. Solltet Ihr Euch davon wohl überzeugen wollen, Hugo?“

„Mein Leben würde ich dafür geben, um jenem Heuchler die Maske zu entreißen und ihn die verdiente Strafe erleiden zu lassen!“ rief der Jüngling voll Feuer.

„Wohlan . . . dann noch einmal auf das Gelingen dieses Planes getrunken, eh' wir weiter gehen!“ sagte Ries.

Und Hugo trank abermals mit fieberhafter Erregung sein Glas in Einem Zuge leer. Seine Augen leuchteten in unheimlicher Gluth, von List und Gewissenlosigkeit in seinem edlen Gemüth entfacht.

„Ich habe eine vorläufige Vollmacht von Berkenrode erlangt“, fuhr Kies nach einigen Augenblicken fort, „wodurch ich ermächtigt bin, eine Hausfuchung zu veranstalten bei Papisten, die verdächtig sind, mit den Feind im Einverständniß zu stehen. Morgen begeben Sie Euch, mit dieser Vollmacht ausgerüstet und von einigen geschickten Personen, die ich Euch aussuchen werde, begleitet, in die Wohnung des Talesius, um seine Papiere zu untersuchen, und ich zweifle nicht daran, daß es Euch gelingen wird, zugleich mit dem Vaterlandsverräther den Mörder Eures unglücklichen Vaters zu entdecken“.

„Wie werde ich Euch für diese Gunst jemals genug danken können, Herr Kies!“ sagte der Jüngling.

„Alles, was wir thun, muß aus Liebe zum Vaterlande geschehen, ohne daß dabei einiger Eigennutzen in das Spiel kommt“, erwiderte Kies salbungreich. „Ich habe Euch hierzu ausgewählt, nicht allein, weil Ihr persönlich am meisten dabei interessirt seid, sondern auch, weil ich Euch als einen rechtschaffenen jungen Mann kenne, den man in's Unglück gestürzt hat. Ich will mich dieser Angelegenheit ganz fern halten und werde dem Vertrauten des Prinzen sagen, daß Ihr zu der Entdeckung dieser Thatsachen gelangt seid und daß das Vaterland Euch dafür den größten Dank schuldig ist. Von jenem Augenblick an wird Euer Glück gemacht sein, denn Ihr braucht nicht mehr daran zu zweifeln, daß Ihr durch einen ehrenvollen Wirkungskreis werdet belohnt werden, wozu ich denn meinen ganzen Einfluß, der, wie Ihr wißt, nicht gering ist, aufbieten will“.

„Es ist, als ob ich träume“, sagte Hugo, mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend, das eben sehr vom Wein als von Erregung glühte.

„Uebrigens“, fuhr Riez fort, „müßet Ihr nun nicht weiter an die Tochter des Talesius und an Eure Erniedrigung denken, als nur, um die Rache, die Euch beseelt, anzufachen. Ein Jüngling wie Ihr, braucht sich wahrlich nicht um die Tochter eines Papisten zu grämen. Ich kenne Andere, die meinem Herzen nahe sind, die den wackern Calvinisten mit seinen blonden Locken nicht verschmähen würden“. Die letzten Worte waren von einem viel bedeutenden Lächeln begleitet, das dem Jüngling auf eine Ehe mit der Tochter jenes einflußreichen Drangisten Hoffnung machen sollte.

Ob schon dies auf Hugo, der nur an den Tod seines Vaters und an den Schmerz und das Leiden seiner Mutter dachte, wenig Eindruck machte, so war er doch hoch erfreut über des Andern Freundlichkeit und über die Aussicht, die ihm eröffnet wurde. „O! warum habt Ihr mich nicht früher in diese Geheimnisse eingeweiht?“ sprach er. „Wir hätten alsdann den Heuchler seinem Anhang zum abschreckenden Beispiel schon lang entlarven können“.

„Und uns selber in's Verderben gestürzt“, fügte Riez hinzu. „Bedenkt doch, daß der Apfel nicht fällt, bevor er reif ist. Vor wenigen Stunden noch würdet Ihr Jeden, der gethan hätte, was Ihr jetzt vorhabt, einen Hitzkopf, einen Verlezer der Rechte des Bürgers genannt haben; was würde denn wohl die Folge für uns gewesen sein, wenn wir uns an Talesius vergriffen hätten, als die Papisten hier noch die Macht besaßen!“

„Es ist wahr, ich bin kurzichtig, sehr kurzichtig“, sagte Hugo.

„Denkt also daran“, fuhr Ries in einigermaßen strengem Tone fort, „daß Ihr Jene, die wahrhaft Eure Freunde sind, nicht mehr der Uebertreibung, der Unehrllichkeit und des Eidbruchs zeihet, wenn sie in unseren Versammlungen, oder wo sonst immer, strenge Maßregeln gegen die Papisten fordern, die uns gerne wieder zu der Priesterherrschaft und der Unwissenheit des Mittelalters zurückführen möchten. Der Beste von ihnen wird ein Verschwörer und Meineidiger, wenn die Priester es verlangen. Vergesst das nicht, Hugo! es wird Euch eine Waffe sein, wenn Euer gutes Herz Euch wieder einen Streich spielen möchte. Aber jetzt muß ich Euch noch eine freundschaftliche Frage stellen, wobei Ihr Euren Stolz oder vielmehr Euren schlecht angebrachten Edelsinn bei Seite lassen müßet: bedürft Ihr auch der Geldmittel?“

Hugo's Angesicht wurde bei dieser plötzlichen Frage purpurroth, theils vor Ueberraschung, weil nun mit Einem Male ein Ende an alle seine Sorgen zu kommen schien, aber theils auch vor Scham. Es wäre ihm an diesem Abend leichter geworden, Talesius seine Noth zu klagen, als nun diesem Manne, dem er schon so viel schuldig zu sein glaubte, eine Antwort auf seine Frage zu geben: die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Lasset doch ein Vertrauen des anderen werth sein!“ sprach Ries, „Ihr seht ja, daß ich es gut mit Euch meine“.

„Ich kann nicht läugnen, daß wir uns in sorgenvollen Umständen befinden“, gab Hugo zögernd zur Antwort;

„das Wenige, das wir noch besaßen, ist allmählich verbraucht worden und“

„Gut, gut“, fiel ihm Ries mit freundlichem Wort in die Rede, „ich verlange von Euch keine weitläufige Auseinandersetzung des Zustandes, worin Ihr Euch befindet. Ich werde Euch 200 Kronen geben, die ich wohl von Euch zurückerhalte, sobald Ihr dazu im Stande seid. Ihr sehet also, daß es mir nicht an Vertrauen für Eure Zukunft fehlt“. Mit diesen Worten ging er zu seinem Schreibtisch und zählte dem Jüngling einige Augenblicke später den so sehr erwünschten Reichthum vor. „Seid jetzt nur so gut, dieses Briefchen zu unterzeichnen!“ sagte er. „Es ist nicht aus Mißtrauen, sondern nur, um meiner Kasse über die Summe Rechenschaft geben zu können; es ist mein Grundsatz, daß man in Allem ordnungsgemäß verfahren muß“.

Hugo unterzeichnete das Briefchen und ließ dann seinem Herzen, das, hauptsächlich seiner Mutter wegen, so voller Freude und Rührung war, in Aeußerungen des innigsten Dankes, freien Lauf.

„Es ist genug“, sagte Ries, ihm mit der Hand winkend, daß er aufhören möge; „wenn Ihr so fortfahrt, bleibt mir für meine Genugthuung Nichts mehr übrig. Vergesset aber nicht, daß ein Dienst des anderen werth ist und weihet Euch fortan mit all Euren Kräften der Sache des Vaterlandes! Bersprecht mir auf Euer Ehrenwort, daß Ihr die Aufgabe, die ich Euch anvertraue, erfüllen werdet, ohne Euch durch Jemanden zurückhalten zu lassen und ohne Eurer Mutter oder sonst wem ein Wort davon zu

sagen. Morgen früh um 10 Uhr werdet Ihr am Rathhaus einige Männer finden, die beauftragt sind, Euch zu folgen; die Vollmacht mögt Ihr hier abholen. Und nun noch einmal getrunken auf das Gelingen unserer Unternehmung, die vielleicht Anlaß gibt, daß wir hier in der Stadt einer ganzen Verschwörung auf die Spur kommen. Aber vergeßt nicht, van Dorde!“ fügte er hinzu, indem er mit dem Jüngling anstieß und seine schlaunen Augen scharf auf ihn gerichtet hielt, „daß Talesius fallen muß, versteht Ihr mich? Er muß fallen, wenn auch bei der Hausfuchung vielleicht nicht Alles regelrecht zugehen möchte!“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ frug Hugo erstaunt.

„Schuldig ist er“, antwortete Riez, „davon habe ich die Beweise in Händen; auch wird dies bestätigt durch seine Zusammenkunft mit Bossu und seinen Geheimbund mit den papistischen Spionen; aber es könnte möglich sein, daß er aus Vorsicht die Papiere, die ihn verderben könnten, beseitigt hätte. Für diesen Fall würde zum Beispiel ein untergeschobenes Stück uns große Dienste erweisen können, nicht wahr?“

„Wie!“ rief Hugo, indem er vor Entrüstung einen Schritt zurücktrat, „Ihr glaubt, mich für ein verbrecherisches Beginnen verwenden zu können?“

Die Züge des Heuchlers nahmen ein gezwungenes Lächeln an. „Ich sehe, daß ich mich auf Euch verlassen kann, Hugo!“ sagte er, den Jüngling auf die Schulter klopfend, „weder Geld, noch schöne Aussichten sind im Stande, Euch zu einer unedlen That zu verleiten: das

ist mir eine Bürgschaft, daß ich mein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt habe. Verzeihet mir, daß ich Euch auf die Probe stellte! Ich bin schon so oft betrogen worden und sehe mich deshalb wohl genöthigt, in wichtigen Umständen den Prüffstein zu gebrauchen, um zu sehen, ob ich ächtes oder falsches Metall vor mir habe. Ich weiß jetzt, daß ich auf Euch bauen kann und Ihr könnt Eurerseits ganz auf mich zählen. Bis Morgen also!"

Als van Dorde das Gemach verlassen hatte, kam ein Ausdruck auf das Gesicht des Verführers, der ganz den Mann kennzeichnete, der vor und während der Belagerung von Haarlem eine so wichtige Rolle gespielt hat. „Solch ein Milchbart wagt es, mir zu trotzen“, grinste er, „und wohl im selben Augenblick, wo ich ihn mit Wohlthaten überhäufe! Ich werde jenen stolzen Kopf schon sich beugen lehren, denn er hat mir durch diesen kleinen Zettel die Macht gegeben, ihn jeden Augenblick der Schande und dem Elend zu überantworten“. Mit diesen Worten verschloß er sorgfältig den Schuldschein, wodurch van Dorde unwissentlich seinem Gläubiger das Recht gegeben hatte, nach Willkür sein Geld einzufordern. „Er hätte unseren Plänen mit seinen unverwüsthlichen Grundsätzen von Ehrlichkeit großen Schaden zufügen können“, so fuhr Ries in Gedanken fort, „denn er wäre im Stande gewesen, für Talesius und die übrigen Papisten in die Bresche zu springen, und da er allgemein als Calvinist und als Sohn eines ehemaligen Verbannten bekannt ist, so hätten seine Worte leicht Eingang finden können bei den Bürgern, die noch immer nur zu geneigt sind, zu dem alten

Stande der Dinge zurückzukehren“. Ein teuflisches Lächeln verzerrte seine Züge.

„Van Dorde wird natürlich vergebens nach einem Beweis für die Mitschuld von Talefius an die Verurtheilung seines Vaters suchen“, fuhr er fort, „aber das ist mir ganz gleichgültig, denn er wird durch seine Mitwirkung bei der Hausfuchung den Beweis geliefert haben, daß er unsere Partei erwählt hat. Und was meinen Feind und Verfolger Talefius betrifft, der ist von diesem Augenblick an so gut wie verloren, denn, daß Beweise des Hochverraths bei ihm gefunden werden, dafür werde ich schon Jemanden sorgen lassen, der ein weniger enges Gewissen hat, als dieser junge Trozkopf. Es thut mir wohl leid, daß er sich dazu nicht hat hergeben wollen, denn ich hätte Dreumel lieber aus dieser Sache herausgelassen“.

So wurde durch List und teuflische Schlaueit der Fall eines Mannes vorbereitet, der von den Revolutionären noch in seiner Machtlosigkeit gefürchtet war, weil Niemand im Stande war, einen einzigen Flecken auf seinen Charakter und seine Handlungsweise zu werfen.

Es war schon sehr spät geworden, als Hugo zu Hause kam, wo seine alte Mutter, zwischen Hoffnung und Furcht schwankend, seiner Heimkehr gewartet hatte. Sie sah sogleich, daß ihr Sohn sich in einer außergewöhnlichen Erregung befand und dies machte sie ängstlich, denn sie war nicht gewohnt, daß er sich an Ungebundenheit überließ.

„Wir sind gerettet, Mutter! für immer gerettet!“ rief er, indem er ihr einen herzlichen Kuß gab.

„Was ist geschehen, Hugo?“ frug sie. „Deine Lippen glühen und Du siehst so sonderbar, so wild aus!“

„Das muß Dich nicht Wunder nehmen, Mutter!“ gab er zur Antwort. „Wenn man unerwartet einen solchen Schatz findet, kann man seine Ruhe schon mal verlieren. Sieh mal hier!“ Und er leerte den wohlgefüllten Geldsack in ihren Schooß.

„Bist Du schon bei Talesius gewesen?“ frug sie.

Der Jüngling runzelte die Stirn. „Wir haben wohl noch andere Freunde und können jenes heuchlerischen Papisten sehr gut entrathen“, sagte er.

„Wie kommst Du denn zu einer solchen Summe, Hugo?“ frug sie erstaunt.

„Dieses Geld hat Ries mir aus eigenem Antriebe angeboten und außerdem hat er mir die glänzendsten Aussichten eröffnet“.

Die alte Frau sah ihren Sohn unruhig an. „Und was mußt Du dafür thun?“ frug sie.

„Nichts!“ antwortete Hugo, „ich sage Dir ja, daß Ries es mir aus eigenem Antriebe gab; wir können es ihm zurückgeben, wenn wir dazu im Stande sein werden“.

Die Mutter schüttelte besorgt ihr Haupt. „Ries gibt Nichts umsonst, dafür kenne ich ihn zu gut“, sagte sie.

„Und warum solltest Du es denn von Talesius erwartet haben? Es ist, als wenn Du die Papisten höher schätzeest, als unsere Glaubensgenossen, Mutter!“

„Du mißverstehst mich, Hugo!“ sprach sie bewegt. „Vor wenigen Stunden dachtest Du noch grade so darüber wie ich; es muß also Etwas vorgefallen sein, wodurch

Deine Ansicht verändert wurde und dies beunruhigt mich. Hast Du Verpflichtungen gegen Kieß übernommen?"

„Er hat mir einen sehr ehrenden Auftrag gegeben, wodurch auch Du wohl bald Deine Ansicht ändern wirst“, gab Hugo zur Antwort.

„Den Du mir aber verheimlichen mußt, nicht wahr?“ frug sie gespannt.

„Es ist wahr, ich habe mich verpflichten müssen, mit Niemanden darüber zu sprechen; aber es ist nichts Böses dabei, Mutter!“

„O! ich wußte es wohl ich wußte es wohl!“ seufzte die alte Frau, indem sie die Hände faltete und die Augen wehmüthig zum Himmel richtete. „Nun bricht wieder dieselbe sorgenvolle Zeit an, die ich mit Deinem Vater durchgemacht habe. Auch meinen Sohn wird man mir entfremden und ihn in gefährliche Unternehmen verwickeln“.

„Aber hälst Du mich denn einer That fähig, Mutter, die Dich oder mich entehren könnte?“

„O nein, Hugo! aber ich weiß, daß Kieß im Stande ist, durch List und Schlaubeit Dein ehrliches und argloses Gemüth in ein Netz von Betrügereien und gefährlichen Untrieben zu verwirren, dem Du Dich nicht mehr entziehen können wirst. Da, nimm dies Geld zurück, denn Kieß gibt solch eine Summe nicht, wenn er nicht seine besonderen Absichten damit hat und ich will meinen Sohn erhalten, ehrlich und tugendhaft, wie er immer gewesen ist. Nimm das Geld zurück, Hugo, es brennt mir auf den Knien!“

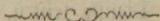
Der Jüngling war tief ergriffen. Er hätte so gerne Alles seiner Mutter gesagt, aber sein Ehrenwort hinderte ihn daran.

„Ich glaubte Dich zu erfreuen, Mutter!“ sagte er, „durch die Nachricht, daß wieder bessere Tage für uns kommen würden, und statt dessen läßt Du eine Besorgniß in Dir entstehen, die ganz unbegründet ist. Ich schwöre Dir, daß ich mich zu Nichts verbunden habe, was mit Pflicht und Ehre in Streit ist. Habe Geduld bis Morgen, da vielleicht dann schon Alles aufgeklärt werden wird. Ich verspreche Dir, daß ich ohne Deine Zustimmung keinen weiteren Schritt thun werde, selbst wenn meine ganze Zukunft dabei auf dem Spiele steht! Bist Du nun zufrieden, Mutter?“

„Ich muß wohl zufrieden sein“, sprach die alte Frau traurig, „denn Du kannst Dein Wort nicht brechen. Aber ich rechne denn auch darauf, daß Du Nichts weiter thun wirst ohne meinen Rath, denn Du weißt nicht in welche Hände Du gerathen bist, Hugo! Du kennst die Welt und die Menschen noch nicht. Ich will nun nicht weiter darüber reden und hoffe, daß Du fortan Deiner Mutter, die Dich so innig lieb hat, mehr vertrauen wirst, als manchen Menschen, die kein Mittel scheuen, das ihrem Eigennutzen dient. Lasset uns jetzt schlafen gehen, denn mein armer Kopf hat heute Viel, sehr Viel gelitten“.

Doch der Schlaf kam noch nicht so bald, denn das Mutterherz war von Sorgen gequält. Als endlich ihre Augen sich schlossen, kamen widerwärtige Träume sie foltern. Sie sah ihren Sohn, bleich und entstellt, mit auf dem

Rücken gebundenen Händen im Sträflingskleid auf dem Schaffot, mit einem Zettel auf der Brust, worauf das Wort Verschwörer geschrieben war. Sie sah, wie Ries, der sein Geld zurückzufordern kam, ihre Perlschnur nahm und vor ihren Augen sie zerbrach, und wie jede Perle mit Blut besleckt zu ihren Füßen niederrollte. Und als Ries mit teuflischem Hohngelächter das Demantkreuz mit Füßen trat, stieg hinter ihm der Geist ihrer Mutter auf, und sie hörte eine Stimme, die in strengem Tone rief: Unglückliche! Du hast die kostbare Perle besleckt, die einst so rein war und das theuerste Kleinod, die Gabe des Glaubens, aus Deinem Herzen gerückt. Wehe, dreifach wehe Dir!



III.

Hugo van Dorde war am folgenden Morgen ziemlich verdrießlich, nicht weil er sich irgend eines Unrechts bewußt war, sondern weil die trübe Gemüthsstimmung seiner Mutter ihm nicht aus dem Sinn wollte. Als er sich bei Ries hatte anmelden lassen, sagte dieser: „Bei den Männern, die Euch begleiten werden, befindet sich auch mein Schreiber Jasper Dreumel; ich habe ihm die Vollmacht für Euch ausgehändigt. Den Uebrigen könnt Ihr in Talesius' Wohnung ihren Posten anweisen, wo Ihr es für nöthig achtet, damit man Nichts heimlich entfernen kann. Jasper wird Euch behülflich sein beim Durchsuchen der Papiere; er hat ein außergewöhnlich scharfes Auge und wird Euch gute Dienste leisten. Bei Eurer Rückkehr werdet Ihr mich im Rathhaus finden können“. Hugo gab zu verstehen, daß er damit nicht ganz einverstanden sei, weil jener Jasper als ein leichtsinniger Mensch angeschrieben stehe und er sich deshalb nicht gern öffentlich in seiner Gesellschaft zeige. Doch Ries antwortete ziemlich unfreundlich, daß sich Niemand der Gesellschaft eines Mannes zu schämen brauche, der nicht blos sein Schreiber, sondern auch sein Vertrauter sei, und hierauf konnte der Jüngling kaum Etwas einzuwenden haben. Er fand am Rathhause den genannten Dreumel, der mit zehn Soldaten bereit stand, ihm zu folgen. Dies kam Hugo sehr sonderbar vor,

denn er hatte gedacht, daß die Hausfuchung stattfinden würde, ohne Aufsehen zu erregen. „Wozu ist es nöthig, daß wir Soldaten mitnehmen?“ frug er den Schreiber.

„Mein Herr hat es ausdrücklich so befohlen“, lautete die Antwort.

„Warum können dazu nicht ebenso gut Bürger verwendet werden?“

Der Schreiber zuckte die Achseln.

„Kies hat mir hiervon Nichts gesagt“, bemerkte Hugo.

„Mir wohl“, versetzte der Schreiber.

Der Jüngling maß das kleine Männchen, das ebenso schlau wie gemein aussah, vom Kopf bis zu den Füßen. Er fühlte sich gekränkt. „Niemand hat sich um meine Sachen zu kümmern“, sagte er, „ich verlange, daß es Bürger seien, die uns begleiten“.

„Für diesen Fall“, grinste Jasper, „habe ich Befehl erhalten, Euch die Vollmacht nicht zuzustellen, sondern persönlich die Leitung der Angelegenheit zu übernehmen“.

Hugo wurde roth vor Zorn. Die schöne Laufbahn, die ihm vorgespiegelt war, begann mit einer Demüthigung: das war ein ungünstiges Zeichen! Er stand auf dem Punkt, von der ganzen Sache abzusehen und erinnerte sich der Besorgniß und des Vorgefühls seiner Mutter. Aber die Aussicht, Talesius als den eigentlichen Urheber aller Leiden, die ihn getroffen hatten, zu entlarven, war ihm seit dem vorigen Abend keinen Augenblick aus den Gedanken gekommen. Und würde Kies, wenn er sich weigerte, nicht sofort sein Geld zurückfordern und damit die schöne Zukunft, die ihm winkte, zugleich zerstören?

„Gebt mir die Vollmacht“, sagte er heftig, „und laßt uns gehen!“

Der Schreiber übergab ihm das wichtige Stück und winkte den Soldaten, zu folgen.

Das erste Gefühl, das Hugo überkam, als er sich auf der Straße befand, war das der Scham, denn kaum hatte er mit dem bekannten Schreiber von Ries neben und den Soldaten hinter sich einige Schritte gethan, als schon die Augen der Vorübergehenden sich auf ihn richteten. Dies war es gerade, was Ries gewünscht hatte, und darum hatte er ihm Soldaten und keine Bürger zur Begleitung gegeben. Jeder war überzeugt, daß etwas Wichtiges stattfinden würde, und da alle Bürger in jener Zeit in einer großen Spannung verkehrten, so wollte Jeder sehen, was wohl geschehen möchte. Je weiter Hugo sich vom Rathhause entfernte, um so größer wurde die Schaar, die sich ihm anschloß, und als er in die Damsstraße kam, war schon eine große Menge auf den Beinen. Kaum hatten sich jedoch die Soldaten vor das Haus des Bürgermeisters Quirinus aufgestellt, als unter dem Volke halb unterdrückte Laute des Entzündung sich hören ließen. Eine unbegrenzte Ehrerbietung und Achtung trug Vornehm und Gering diesem Manne entgegen, wenn man einige Taugenichtse, Unruhstifter und bezahlte Subjecte in Abzug bringt. Jeder begriff sofort, daß hier etwas Wichtiges vorgehen müsse, und während Einige sich entfernten, um die Neugier hier und dort zu verbreiten, blieben Andere in kleinen Gruppen stehen, um zu warten, wie es ablaufen würde.

Als die Magd des Bürgermeisters die Thüre öffnete,

stieß sie beim Anblick der gewaffneten Männer einen lauten Schrei aus und lief eilig fort, ohne daß van Dorde sie hätte ansprechen können.

„Wir können eintreten“, sagte Jasper grinsend. „Wenn alle Thüren sich hier so leicht öffnen, werden wir nicht viel Mühe haben, das seh' ich schon“.

„Bleibt!“ herrschte ihn Hugo an, ihn unsanft beim Arm fassend, „die Höflichkeit erfordert, daß wir angemeldet werden“.

„Wozu so viele Umstände“, sagte der Schreiber, „wir kommen doch wahrlich nicht auf Audienz!“

„Niemand hat hier außer mir zu befehlen“, sprach Hugo auf strengen Ton, „und ich werde nicht erlauben, daß hier irgend eine Ungebührlichkeit vorfalle“.

Einige Augenblicke später erschien die junge Wittwe in der Thüre des Vorsaales. Sie erblaßte, als sie die Soldaten auf der Bortreppe erblickte. „Um des Himmels willen, van Dorde! was hat dies zu bedeuten?“ frug sie hastig.

„Ist Euer Herr Vater zu Hause?“ frug Hugo.

„Er ist zu Hause aber“ stammelte sie.

„Ersucht ihn dann, mich sofort bei ihm vorzulassen, ich muß in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm reden“, erwiderte der Jüngling.

„Aber wozu jene Soldaten?“ frug Maria, die am ganzen Leibe zitterte. „Was muß dies Alles heißen Ihr kommt doch nicht, meinen Vater gefangen zu nehmen?“

„Nein, und wenn seine Unschuld sich herausstellt, soll ihm kein Haar seines Hauptes gekrümmt werden“.

„Sind denn nicht oft schon Unschuldige in's Unglück gerathen, van Dorde?“

„Ja mehr als einmal!“ rief Hugo, der einen scharfen Stich fühlte von dem Stachel, der ihm im Herzen saß, „aber noch nie durch mich“.

„O Hugo!“ sprach sie mit vorwurfsvollen doch zugleich bittenden Blicken, „wozu laßt Ihr Euch gebrauchen? Bedenket doch, daß ich meinen Vater ebensosehr liebe, wie Ihr Eure Mutter! Muß ich Euch so hier wiedersehen?“

„Wir können uns auf all' dieses Geschwätz nicht einlassen, das lockt nur überflüssiges Volk auf die Straße“, sagte Jasper; „ich will Euch sagen, was vor sich geht. Wir kommen, um Hausfuchung zu halten, denn Euer Vater steht in Verdacht, gegen die neue Regierung eine Verschwörung anzuzetteln. Wenn in diesem Hause Alles in Ordnung ist, weshalb denn so viele Umstände gemacht?“

„Schweigt!“ rief Hugo, dem Schreiber einen verächtlichen Blick zuschleudernd.

Maria hatte inzwischen Fassung gewonnen und richtete stolz ihr Haupt empor. „Ihr mögt mit Euren Handlangern eintreten, Herr van Dorde!“ sprach sie mit Betonung. „Bürgermeister Quirinus braucht sich nicht vor Euch, noch vor sonst Jemanden zu fürchten, denn seine lange Laufbahn ist durch keinen einzigen Flecken besudelt“.

Ein glühendes Roth überzog Hugo's Antlitz, denn er fühlte, daß Maria ihn verachten mußte, nun er mit Leuten wie Jasper Dreumel verkehrte. Er war nicht im Stande, der jungen Wittwe eine Antwort zu geben, sondern folgte ihr schweigend zu ihres Vaters Zimmer. Jasper

stellte inzwischen vier Soldaten bei der Hausthüre auf Posten und befahl den anderen, vor den verschiedenen Zimmern Wache zu halten, damit Niemand ein- oder ausgehe. Talesius, der von all' dem Vorgefallenen noch Nichts vernommen hatte, weil er in einer literarischen Arbeit vertieft war, erschreckt, als seine Tochter bleich und verstört vor ihn trat, von dem jungen van Dorde gefolgt.

„Herr van Dorde wünscht sofort mit Dir über eine sehr wichtige Sache zu reden, Vater!“ sagte sie mit einer Stimme, die, bei aller Mühe, welche sie sich gab, um ihre Erregung zu verbergen, doch sehr unsicher war.

„Womit kann ich Euch dienen, van Dorde?“ frug Talesius, indem er erstaunt bald den Jüngling, bald wieder seine Tochter ansah.

Hugo machte unwillkürlich eine tiefe Verbeugung. „Herr Bürgermeister!“ begann er, „man hat mir den unangenehmen Auftrag gegeben, nach einigen Papieren, die in Eurem Besitze sein sollen, eine Nachforschung anzustellen“.

In diesem Augenblicke trat auch Jasper Dreumel ein.

„Und ist dieser Mann auch damit beauftragt?“ frug Quirinus, indem sich seine Wangen leicht verfärbten.

„Er ist mir mitgegeben, Herr Bürgermeister!“ gab der Jüngling zur Antwort.

Talesius bedachte sich einen Augenblick und sah dann Hugo fest an, so daß dieser unwillkürlich seine Augen senkte. „In welcher Eigenschaft erscheint Ihr hier, van Dorde?“ frug er.

„Als Bevollmächtigter des Herrn Gerard van Berkenrode, Geheimschreibers des Prinzen von Dranien“.

„Ein Zug tiefer Verachtung spielte um Talesius' Mundwinkel; er verrieth jedoch durch kein einziges Wort, was in seinem Herzen vorging, sondern frug: „Darf ich Eure Vollmacht wohl einsehen?“

Nachdem Hugo diesem Verlangen nachgegeben war, las Talesius ruhig die Vollmacht, wie ein Mann, der gewöhnt ist, nie mit Uebereilung zu Werke zu gehen. Als er damit fertig war, händigte er Hugo das Stück wieder ein und frug: „Habt Ihr die Vollmacht gelesen, van Dorde?“

Hugo erröthete; er pflegte nicht die Wahrheit zu verbergen, doch durfte sich ebenso wenig lächerlich machen.

„Ich habe sie nicht gelesen, aber kenne trotzdem den Inhalt“, erwiderte er.

„Ich hatte Euch mehr Umsicht und ein schärferes Urtheil zugetraut, van Dorde!“ sprach Talesius; „dieses Stück hat nicht den geringsten Werth und am Allerwenigsten in Euren Händen. Es ist eine Vollmacht für das vormalige Mitglied des Magistrates, Kies, von einem gewissen Gerard van Berkenrode, der weder hier noch sonstwo die geringste Autorität besitzt“.

„Wahrscheinlich, weil er den Papiismus verlassen und sein Priestergewand an den Nagel gehängt hat“, höhnte Jasper.

„Darf ich wissen, in wiefern dieser Mann dort das Recht hat, sich in unsere Angelegenheiten einzumischen?“ frug Talesius van Dorde, indem er auf Jasper zeigte.

„Er ist mir von Herrn Kies zugefügt, doch ich hoffe, daß Ihr mich für seine Unmanierlichkeit nicht verantwortlich machen werdet“, erwiderte Hugo.

„Dann“, fuhr der Bürgermeister fort, „wird in der ganzen Vollmacht Euer Name nicht genannt. Wäre sie sogar vom Prinzen von Oranien selber, so könnte sie doch nur dann Werth haben, wenn sie persönlich ausgestellt und gehörig durch Gegenzeichnung beglaubigt wäre. Ihr sehet doch wohl ein, daß dieses Stück, worin nur Sprache ist von dem Rechte, bei verdächtigen Personen eine Haus-suchung anzustellen, von Jedem gegen Jeden gebraucht werden könnte: ein Ding, das in dem bürgerlichen Gerichtsverfahren, selbst bei den kleinsten Fällen, eine Unmöglichkeit sein muß. Ihr werdet also, bevor Ihr hier irgend ein Recht in Anspruch nehmen könnt, erst dafür sorgen müssen, daß Ihr eine gesetzliche Urkunde von einer Autoritätsperson besizet, worin Ihr als Bevollmächtigter erscheint und ich als Angeklagter genannt werde, und die außerdem durch die Obrigkeit dieser Stadt gehörig mit-unterschrieben ist. Haarlem wird doch wohl noch nicht seine Rechte und Privilegien einem Gerard van Berkenrode übertragen haben!“

Jasper, der vorausah, daß van Dorde sich durch diese triftigen Gründe bestimmen lassen würde, unverrichteter Sache das Haus zu verlassen, fuhr den Bürgermeister in seiner gewohnten plumpen Weise an:

„Das sind nur Ausflüchte, die dazu dienen müssen, uns auf eine bequeme Weise abzufertigen, doch Ihr werdet damit Euren Zweck nicht erreichen. Die Vollmacht ist deutlich und gut und wenn es Euch nur um eine Gegenzeichnung zu thun ist, so werden die Männer, die draußen stehen, mit ihren Säbeln schon eine darunter kratzen“.

„Was soll das heißen?“ frug Talesius erstaunt.

„Unser Haus ist mit Soldaten besetzt, Vater!“ sagte Maria, indem sie in Thränen ausbrach.

„Also Gewalt!“ sprach Talesius mit einem Seufzer; „wir sind leider schon daran gewöhnt worden, daß diese das Recht verdrängt. Und das nennt man dem Vaterlande die Freiheit schenken! Ich war wohl schon darauf vorbereitet, daß man einmal die Dienste, die ich dieser Stadt erzeigt, mit noch größerem Undank vergelten würde, als dies schon geschehen ist. Doch nie hätte ich gedacht, daß man so schamlos alle Rechte mit Füßen zu treten wagen würde, und daß ein Jüngling wie Ihr, van Dorde! den ich immer geachtet habe, sich so tief erniedrigen würde, der Handlanger meiner Henker zu werden“.

„Herr Bürgermeister!“ rief Hugo, gleich sehr überrascht als gekränkt.

„Ich sage Nichts zu Viel“, ließ Quirinus unmittelbar darauf folgen, „Ihr bekleidet kein Amt, das Euch zwingen könnte, diesen verächtlichen Auftrag auszuführen; es muß also eine oder die andere Triebfeder bestehen, die Euch bestimmt, zu meinem Untergange die Hand zu bieten; von welcher Art sie auch sein möge, sie kann Euch nimmer zur Ehre gereichen. Ihr seid hier gekommen, um mich durch Waffengewalt zu Etwas zu zwingen, wozu Ihr kein Recht besitzet. Ihr hättet dies auch ohne Vollmacht thun können, denn wie könnte ich mich der Uebermacht erwehren? Doch ich begreife es wohl: man will, sowie immer, auch dieser That einen Schein des Rechtes geben, um sich einer unwissenden und irregeleiteten Menge gegen-

über rechtfertigen zu können. Ich widerspreche der Verletzung meiner Gerechtsame, aber ich widerseze mich nicht; ich brauche auch, Gott sei Dank! Nichts von einer Untersuchung zu befürchten". Und sich dann zu seiner Tochter wendend, sagte er: „Eröfne Dich, Maria! der Himmel gibt die Kraft zu dem Kreuze; wenn die erste Gemüths- bewegung vorbei ist, wirst Du empfinden, daß das Bewußtsein der Unschuld eine Erquickung ist, die mit der Größe des Leidens zunimmt“.

„O mein armer Vater!“ rief Maria schluchzend, indem sie den Arm um seinen Hals schlang und den Kopf an seine Schulter sinken ließ.

Talesius drückte einen Kuß auf ihre Stirne und sagte dann zu van Dorde: „Ihr könnt Euere Werk beginnen. In diesem Schrank sind all' meine Papiere, die für Euch von einigem Gewicht sein können; ich will ihn Euch aufschließen“.

Hugo war zu beschämt und auch zu ergriffen, als er Maria so traurig sah, als daß er irgend Etwas zu antworten vermocht hätte und folgte unwillkürlich Jasper, der sofort die Nachforschung begann.

Eine Lade nach der anderen wurde ausgezogen und die Papiere, die darin lagen, wurden flüchtig durchstöbert. Es waren Schreiben von Gelehrten aus allen Weltgegenden, Briefwechsel mit hochgestellten Personen und auch Handelsbriefe. Hugo, der nun den Augenblick gekommen sah, wo es ihm vielleicht möglich sein würde, zu der Entdeckung zu gelangen, daß Talesius wirklich das Unglück seines Vaters mitverschuldete, durchsuchte mit fieberischer Hast ein

Bündel nach dem anderen. Wie glücklich würde er sich gepriesen haben, wenn er nach der erlittenen Demüthigung stolz das Haupt gegen Talesius hätte erheben dürfen; doch Alles, was er fand, streckte nur zum Beweise, daß der Bürgermeister bei den ausgezeichnetsten und achtungswerthesten Männern seiner Zeit in hohem Ansehen stand.

„Hier habe ich Etwas, das ziemlich verdächtig aussieht“, sagte Jasper, indem er ein Packet auf den Tisch warf.

„Es sind Briefe von meinem Freunde Musius, dem hochwürdigen Probst von St. Agatha zu Delft“, antwortete Talesius, „sie können für Euch kein Gewicht haben“.

„Ja, von Euren Feinden brauche ich hier keine Briefe zu suchen, das weiß ich wohl“, erwiderte der Schreiber höhniſch; „doch wenn ich mich nicht irre, so hat jener hochwürdige Probst sich oft auf sehr unwürdige Weise über die Drangisten ausgelassen und soll er ein sehr schlauer Papist sein“.

„Bezähmt Eure Lästertzunge!“ sprach Quirinus, der seine Entrüstung nicht verbergen konnte. „Ihr seid nicht werth, den Namen jenes heiligen Mannes auszusprechen. Uebrigens weiß Jedermann sehr gut, daß ich katholisch bin, und man braucht dafür keine Beweise bei mir zu suchen“.

„Um! jener heilige Mann hat sich, wie ich sehe, doch auch mit unheiligen Dingen beschäftigt“, sprach Jasper in derselben höhniſchen Weise; „hier finde ich wenigstens einen Brief, worin gar Manches gesagt wird über den unglücklichen Zustand, dem das Land durch den Aufstand

gegen Spanien entgegengeht, und worin allerlei schöne Dinge stehen über das Recht des Königs von Spanien, die Auführer verfolgen zu lassen“.

„Aber dieser Brief ist von sehr altem Datum. Man wird doch darin wohl nicht den Beweis suchen wollen, daß ich mich nach der Uebergabe der Stadt im Geringsten gegen den gegenwärtigen Stand der Dinge vergriffen habe?“ sagte Talesius.

„Alte Sünden werden auch in Rechnung gebracht“, versetzte der Schreiber; „wir wollen wenigstens dieses Papier gehörig versiegeln“.

„Ich protestire dagegen“, sagte Talesius; „es sind Papiere, die für mich einen großen Werth haben, doch die sonst Niemanden interessiren können“.

„Ihr könnt nachher protestiren, soviel Ihr wollt“, sagte Jasper, „ich weiß, was mir zu thun obliegt“.

„Werdet Ihr eine solche widerrechtliche Handlungsweise erlauben, van Dorde?“ frug Talesius Hugo.

„Ich kenne meine Verhaltungsbefehle sehr gut und erwarte von Niemandem Einsprache“, sprach der Schreiber. „Uebrigens kann Herr van Dorde sich entfernen, wenn er will, und mir allein die Sache überlassen; und wenn Ihr, Herr Quirinus! Euch widersetzen wolltet, so werde ich die Männer, die draußen stehen, hereinrufen, dazu habe ich wenigstens genügende Vollmacht“.

„Aber das ist schändlich!“ rief Hugo, der einsah, welche verächtliche Rolle ihm hier angewiesen worden war.

„Ihr seid leider der Erste nicht, der auf den Pfad der Ungerechtigkeit mitfortgeschleppt wird“, sagte Talesius,

der wirklich den Jüngling zu bemitleiden schien. „Ihr habt den ersten Schritt gethan auf der glatten Bahn, worauf man gegen seinen Willen fortgestoßen wird“.

„Aber ich werde nicht zugeben, daß Euch ein Unrecht zugefügt werde, Herr Talesius!“ sprach Hugo, „noch daß Jemand es wage, mir hier Vorschriften zu machen. Gebt die Papiere zurück“, fuhr er fort, sich an den Schreiber wendend, „und haltet Eure Zunge in Zaum, oder, beim Himmel! ich lasse Euch durch die Soldaten zur Thüre herauswerfen“.

Jasper zuckte mit seinem gewöhnlichen abscheulichen Hohlachen die Achseln. „Es würde sich noch zeigen müssen“, sagte er, „wem von uns Beiden die Soldaten gehorchten. Doch ich halte es nicht für nöthig, Aufsehen zu erregen, denn, bevor wir dieses Haus verlassen, werdet Ihr wohl anderer Meinung sein. Ich werde das Packet jenes heiligen Mannes so lange bei Seite legen, bis wir vielleicht ein oder das andere Stück von größerm Gewicht hinzufügen können; denn es leuchtet mir nicht ein, warum man uns gesendet hätte, hier Alles zu durchstöbern, wenn man keine Gewißheit besäße, daß hier verdächtige Papiere vorhanden sind“.

Die Nachsuchung begann von Neuem; doch Hugo konnte Nichts finden, das in Beziehung stand zur Verbannung seines Vaters oder mit der Theilnahme an irgend eine Verschwörung. Jasper warf Alles durcheinander und ließ Nichts an Ort und Stelle, doch mit demselben Erfolg.

„Habt Ihr auch noch anderswo Papiere, Herr Bürgermeister?“ frug Hugo, der sehr enttäuscht war, daß er die

feurig verlangten Beweise nicht finden konnte und sich vor Talesius und Maria sehr beschämt fühlte.

„Wartet mal eben“, sagte der Schreiber, indem er einen der grünen Tuchstreifen, die von jedem Fach niederhingen, aufhob; „hier scheint noch ein kleines Geheimfach sich zu befinden, es ist aber abgeschlossen“.

„Richtig“, sprach Talesius, „ich habe es zu öffnen vergessen“.

„Dann ist es gut, daß ich Eurem Gedächtniß zu Hülfe komme“, versetzte Jasper, „denn was so sorgfältig abgeschlossen ist, wird wohl nicht das Unwichtigste enthalten. Habt die Güte, mir den Schlüssel zu geben!“

„Ihr werdet darin eine Reliquie finden des H. Bavo, unseres Patrons, sowie einige Briefe von meinem Sohn, dem Pfarrer von Spaarnwoude und einigen anderen Anverwandten“.

„Nun, St. Bavo wird Euch wohl nicht bloßstellen“, sagte der Schreiber spöttisch, während er den Schlüssel im Schloß umdrehte und die Lade herauszog.

„Da habt Ihr ein Bündel zum Nachsehen“, sagte er zu Hugo, „ich werde hier das Uebrige vornehmen, denn es ist fast kein Raum mehr auf dem Tische“. Er stellte die Lade auf eins der Bretter des Schranke und Hugo fuhr mit der Untersuchung auf dem Tische fort, ohne jedoch irgend etwas Wichtiges vorzufinden.

„Endlich wird unsere Mühe doch belohnt werden“, rief der Schreiber triumphirend, indem er einen Brief in der Hand emporhielt.

„Was habt Ihr da?“ frug Talesius.

„Wenn ich die Namensunterschrift recht lese, ein sehr wichtiges Document . . . ja wahrlich, ein Brief von Vargas und nicht von altem Datum, Herr Bürgermeister!“

„Von dem Bluthund!“ rief Hugo überrascht.

„Unmöglich“, sagte Talesius ruhig, „ich habe nie mit diesem Spanier in Briefwechsel gestanden“.

„Der Brief war übrigens in guter Gesellschaft bei St. Bavo und dem Pfarrer von Spaarnwoude“, sagte Jasper; „seht nur her, Herr Talesius! er ist noch keine drei Monate alt“.

Der Bürgermeister wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, als der Schreiber ihn den Brief und die Unterschrift sehen ließ. „Ich kenne jenen Brief nicht, ich habe ihn nie gesehen“, sprach er höchst erstaunt.

„Er liegt doch zwischen Euren Papieren“, sagte Hugo, in dem der Verdacht wieder aufstieg, daß Talesius ein großer Heuchler sein könne.

„Aber ich versichere Euch ja, daß ich nie einen Brief mit jenem fühllosen Spanier gewechselt habe“, erwiderte der Bürgermeister.

„Es geht immer so“, sprach der Schreiber bissig, „ein Freund, der keine Dienste mehr leisten kann, wird verläugnet“.

„Glender!“ rief Quirinus, der nicht mehr an sich halten konnte, „Ihr wagt zu behaupten, daß jener Brief mir gehört?“

„Er liegt wenigstens zwischen Euren Papieren“, antwortete Jasper sarkastisch.

Talesius sank wie vernichtet in seinen Sessel und bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen.

„Vater!“ rief Maria, die seinen Kopf stützte und sich bei der Niedergeschlagenheit des alten Mannes nicht länger bezwingen konnte, „sei ruhig und zeige den Ehrlosen, die gekommen sind, um Dich in's Verderben zu stürzen, nicht Deine Schwäche, sondern Deine Verachtung“.

„Ehrlose!“ wiederholte Hugo, „wer wagt es, mich so zu nennen?!“

„Wer eine ehrlose That begeht, muß nicht vor dem Namen zurückschrecken“, erwiderte die junge Wittwe, die durch die Ungerechtigkeit, welche sie unter ihren Augen stattfinden sah, all ihre Geisteskraft zurückgewann. „Wenn Ihr nicht wisset, van Dorde, daß hier ein schändlicher, absichtlicher Betrug verübt wird, so seid Ihr doch wenigstens ein Handlanger jener Ehrvergessenen und ich will es Euch überlassen, den Namen zu wählen, der Euch zukommt“.

Diese Worte trafen Hugo in die Seele, denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß er wirklich ein Mithelfer war, um unedle Zwecke auszuführen. „Ich werde Eure Worte zu vergessen suchen, weil Ihr ein Weib seid“, sagte er, doch nicht in so festem Ton, wie sonst, denn aus Maria's Mund traf ihn diese Beschuldigung doppelt schwer. Und sich dann zu Jasper wendend, fuhr er fort: „Laßt mich jenen Brief mal sehen!“

Während er das Schreiben überlas, richtete Talesius sein Haupt empor. Sein Antlitz war bleich geworden und seine Lippen bebten vor Erregung. Er faltete die Hände

und sagte: „Ich sehe es, Du rufest mich auf zum Kampfe, o mein Gott! wohl an, ich bin bereit. Ich kann mit David sagen: meine Feinde sind wider mich aufgestanden; sie sind mächtig geworden über mir und die mich ungerechter Weise hassen, haben sich vermehrt; die Gutes mit Bösem vergelten, lästern mich, weil ich das Rechte wollte. Aber ich hoffe auf Dich, o Herr! denn Du bist mein Heil und meine Stärke“.

„Aber Nichts beweist, daß dieser Brief an Herrn Talesius gerichtet ist“, sprach Hugo zu dem Schreiber.

„Sehr natürlich“, entgegnete Jasper, „es ist die Gewohnheit der Verschwörer, keine Namen in dergleichen Schriften zu nennen, um sich nicht gegenseitig in Gefahr zu bringen“.

„Aber wie ist es denn zu beweisen, an wen dieser Brief gerichtet ist, oder wem er gehört?“

„Er kann natürlich nur das Eigenthum dessen sein, bei dem er gefunden wird. Der Besitzer muß auch der Eigenthümer sein und zugleich Theilnehmer an den Plänen, die darin anberaunt werden; denn Niemand wird doch, besonders in diesen Zeiten, aus Liebhaberei oder um Jemandem gefällig zu sein, ein Schreiben zwischen seinen Papieren bewahren, das seine Freiheit gefährden kann“.

Hugo mußte zugestehen, daß diese Bemerkung sehr richtig war. „Aber Anderen gegenüber kann dieser Brief doch Nichts gegen Herrn Talesius, der gar nicht darin genannt wird, bezeugen“, sagte er.

„Ihr irrt Euch“, erwiderte Jasper; „dieser Brief wird hier mit anderen verdächtigen Papieren durch uns

versiegelt, und wir können ja eidlich erhärten, daß er sich unter den Papieren des Herrn Talesius vorfand“.

„Spart Euch die Mühe, dieses Schreiben weniger gefährlich zu machen, van Dorde!“ sprach Talesius, der seine gewöhnliche Ruhe wiedererlangt hatte. „Ich habe die listige Verschwörung, die gegen mich geschmiedet ist, schon ganz durchschaut. Weil Ihr bei Jedermann als ein ehrlicher und rechtschaffener junger Mann bekannt seid, hat man Euch gebrauchen wollen, um mich um so leichter zu verderben. Ich habe nie im Ernst eine Unwahrheit gesprochen: glaubt mir also, wenn ich Euch versichere, daß jenes fatale Schreiben mir nicht gehört und auch nicht bei meinen Papieren gefunden ist. Aber ehe Ihr kamt, um die Hausfuchung vorzunehmen, hättet Ihr wohl erst Euren Begleiter untersuchen dürfen, und in jedem Fall wäre es vorsichtig von Euch gewesen, mal nachzudenken, in wessen Gesellschaft Ihr einen so heiklen Auftrag erfüllen gingt. Wißt Ihr wohl, wer Jener ist, der dort neben Euch steht, van Dorde?“

„Es ist der Schreiber des Herrn Ries“, antwortete Hugo, dem es eiskalt über den Rücken lief, als er sich erinnerte, daß Ries am Abend vorher über ein untergeschobenes Stück zu ihm gesprochen hatte.

„Erinnert Ihr Euch noch wohl aus Euren Kinderjahren“, fuhr der Bürgermeister fort, „daß Ihr hier bisweilen einen Spiellkameraden fandet, der nicht zu meiner Familie gehörte?“

„Es schwebt mir so vor, als wenn Dreumel zu jener Zeit auch wohl hier in Haus kam“, antwortete Hugo.

„Ihr habt Beide als Kinder zu meinen Füßen gespielt“ fuhr Talesius fort, „und nun seid Ihr gekommen, um mich dem Verderben zu weihen. Hört, van Dorde! ich will Euch sagen, wer jener Mann ist, zu dem Ihr in eine so wenig ehrenvolle Beziehung getreten seid. Dort, auf der Stelle, wo jetzt meine Tochter sitzt, hat lange Zeit seine Wiege gestanden. Seine Mutter, die schon bei meinen Eltern in Dienst stand, war Wittwe geworden und verlor in einer Schreckensnacht durch einen Brand Alles, was sie besaß. Die brave Frau dachte nicht an ihr Hab und Gut und ihre Sparpfennige, als die Flammen sie umlohten, sondern nahm mit Lebensgefahr die Wiege, worin ihr Kind lag, auf ihre Schultern und kam versengt und halb bewusstlos mit ihrer theueren Last bei mir Hülfe suchen. Ich habe sie ihr nicht verweigert. Sie hat ein Unterkommen bei mir gefunden, so lange, bis sie eine andere Wohnung beziehen konnte. Die Frau hat viele Jahre lang bei mir ihr Brod verdient und wegen ihres Fleißes, ihrer Ehrlichkeit und ihrer Treue habe ich auch für die Erziehung ihres Sohnes gesorgt. Ich habe ihn an den Unterricht meiner eigenen Kinder Theil nehmen lassen, damit er, einmal groß geworden, im Stande sein sollte, für sich und seine alte Mutter ein ehrliches Stück Brod zu verdienen. Ihr seht, wie dankbar er dafür ist“.

„Als wenn man aus Dankbarkeit sogar den Feinden seines Vaterlandes dienen müßte“, sagte Jasper, obschon nicht mehr so festen Tones wie vorher.

„Ich werde Euch noch mehr sagen, van Dorde!“ fuhr Talesius fort, ohne auf Jasper's Worte zu achten, „er

hat seine Mutter noch viel undankbarer behandelt, als mich. Sobald er erwachsen war und durch meine Sorge eine gewinnbringende Stelle erhalten hatte, hat er sich in schlechte Gesellschaft begeben. Er ist ein Lotterbube geworden, der nicht nur das Geld, was er verdiente, sondern auch das, was seine Mutter durch ihren Fleiß zusammengespart hatte, verpraßte, und als Nichts mehr da war, begann er die brave Frau zu mißhandeln“.

„Aber das ist nichtswürdig!“ rief Hugo empört, während er Jasper einen so verächtlichen Blick zuwarf, daß dieser sein Auge senken mußte.

„Eben wie früher bei dem traurigen Brand, so kam die Frau vor einigen Jahren des Nachts wieder zu mir, nicht um ihren Sohn zu retten, sondern um Schutz vor ihm zu finden; der Elende hatte sie in seiner Trunkenheit nicht nur mißhandelt, sondern sie aus dem Hause gejagt. Seit der Zeit habe ich ihr ein Kämmerchen in meinem Hause überlassen, wo sie ihre alten Tage in Ruhe zubringen kann. Ich kann dies sehr gut thun, denn Gott hat mich reichlich mit irdischen Gütern gesegnet. Nun werdet Ihr im Stande sein, zu urtheilen, wer Jener ist, mit dem Ihr Euch zu Eurem Unglück eingelassen habt, van Dorde!“

„Ich habe durchaus keine Gemeinschaft mit ihm, ich verachte ihn ebenso sehr wie Ihr!“ erwiderte Hugo, der sich durch die letzten Worte sehr gekränkt fühlte. Und sich darauf zu dem Schreiber wendend, frug er: „Ist es wahr, was der Bürgermeister gesagt hat? Und werdet Ihr jetzt noch schlecht genug sein, unter dasselbe

Dach, wo Eure Mutter verpflegt wird, Unglück auszusäen?"

Jasper gab sich Mühe, um den Schein anzunehmen, als wenn die Worte des Bürgermeisters keinen Eindruck auf ihn gemacht hätten, was ihm aber nur halb gelang. „Wenn das Vaterland unsere Dienste verlangt, so müssen alle persönlichen Angelegenheiten in den Hintergrund treten“, sagte er. „Auch hat Herr Talesius vergessen, hinzuzufügen, daß er mir einen tödtlichen Haß zuträgt, weil ich dem Papismus abgeschworen. Wäre ich in der römischen Kirche geblieben, so würde er nicht so reden“.

„Aber dies nimmt nicht hinweg, daß Ihr nie hättet vergessen dürfen, was Ihr dem Verpfleger und Versorger Eurer alten Mutter verschuldet seid“, sprach Hugo.

Jasper zuckte mit einem gezwungenen Lächeln die Achseln. „Begreift Ihr denn nicht“, sagte er, „daß meine Mutter einzig und allein hier in Haus gelockt ist, um ein Seelchen zu retten. Wenn sie bei mir geblieben wäre, so würde sie ja, gleich uns, schon lange dem Papiismus entsagt haben — laßt Euch doch Nichts weismachen, van Dorde!“

„Bezähmt Eure Lasterzunge!“ sprach Talesius, tief entriistet. „Eure Mutter hat bis jetzt täglich für Euch gebetet; aber wenn Ihr es wagt, Euren Lügenreden noch ein einziges Wort hinzuzufügen, so werde ich sie hier rufen lassen, damit sie Zeuge sei von Eurer Schandthat. Gott möge Euch jedoch davor behüten, denn sie würde im Stande sein, Euch von jenem Augenblicke an zu verfluchen“.

Es war, als wenn ein elektrischer Schlag durch Jasper's Glieder zuckte. Seine Wangen erbleichten, seine Lippen bebten und er war nicht im Stande, ein einziges Wort hervorzubringen.

„Doch laffet uns lieber dieser Scene ein Ende machen“, fuhr Talesius fort. „Ihr wißt nun, van Dorde, wer Jener ist, der, wie Ihr es nennt, Euch zugesellt ist. Ich bin das Opfer dieses Menschen und Jener, die ihm sein schändliches Werk bezahlten; es liegt ferner an Euch, den ehrlichen Namen, den Ihr bis jetzt getragen, zu bewahren oder zu schänden“.

„Ich hoffe jenen Namen noch länger zu tragen“, sprach Hugo, dessen edles Herz den Gedanken nicht ertragen konnte, daß man ihn einer schändlichen That verdächtigen wollte. „Gebt mir den bewußten Brief, Dreumel! damit ich die Aechtheit desselben zu prüfen im Stande sei; denn ich will keinen Antheil an Etwas haben, das mit meiner Pflicht und meiner Ehre in Streit ist und will allein verantwortlich sein für das, was ich gefunden“.

Der Gedanke an die Möglichkeit, daß seine Mutter ihm fluchen könnte, hatte bei Jasper nur eine augenblickliche Erschütterung hervorgerufen, die jedoch bald wieder dem Haß Platz machte, den er gegen Talesius und seine Geistesverwandten hegte.

„Ihr redet wie ein Kind, van Dorde!“ sagte er ziemlich barsch, „und es wundert mich, daß Herr Ries Jemandem, der so wenig Charakterstärke besitzt, eine solche wichtige Sendung anvertrauen konnte. Wenn Ihr schwach genug seid, Euch durch allerlei heuchlerische Redens-

arten irre machen zu lassen, so werde ich zu handeln wissen. Dieser Brief kommt nicht mehr aus meinen Händen, denn Ihr seid im Stande, schließlich diesem papistischen Verschwörer gegen mich beizustehen. Mäßigigt Euren Zorn“, ließ er darauf folgen, als Hugo ihn unterbrechen wollte, „denn es wird Euch Nichts nutzen! Wollt Ihr Euch zurückziehen und Euch in den Augen Jener, die Euch für einen Mann von Grundsätzen hielten, lächerlich machen, es ist mir recht; aber ich werde dieses Haus nicht verlassen, bevor ich die wichtigen Documente, die ich hier gefunden, versiegelt in der Tasche habe“.

Hugo biß sich die Lippen vor Aerger blutig, denn einer solchen Gemeinheit war er nicht gewachsen; er erinnerte sich schauernd an Talesius' Worte, daß er den ersten Schritt auf der glatten Bahn gethan, worauf man selbst gegen seinen Willen fortgestoßen wird. Es blieb ihm Nichts übrig, als Herrn Ries den ganzen Hergang zu erzählen und zu erklären, daß er nicht verantwortlich sein wolle für Alles, was hier stattgefunden.

Jasper hatte inzwischen den Brief von Vargas sorgfältig in seine Tasche gesteckt und suchte nun auch die Briefe von Musius zusammen.

„Ihr wollt mich doch dieser Briefe nicht berauben?“ frug Talesius.

„Gewiß“, gab der Schreiber zur Antwort, „und wenn ich mich ein wenig mehr Mühe nicht verdrießen ließe; so würde ich ohne Zweifel auch wohl noch Briefe finden von den spanischen Spionen, mit denen Ihr vorigen Monat hier zusammengekommen seid; aber ich

glaube, daß wir es vorläufig wohl bei diesem Fang bewenden lassen können“.

„Ihr lügt, Schamloser!“ rief Maria, deren Zorn durch diese neue Beschuldigung wieder angefacht wurde, „mein Vater hat nie spanische Spione in seinem Hause empfangen“.

„Frauen werden gewöhnlich nicht zu solchen Dingen hinzugerufen“, sagte der Schreiber mit seinem gewöhnlichen Hohnlächeln.

„Bleibe ruhig, Maria!“ sprach Talesius in einigermaßen strafendem Ton, „Deine Entrüstung könnte Dich zu einer Hestigkeit hinreißen, die in Streit ist mit der Gelassenheit, womit sich ein Christ den Anordnungen und Fügungen Gottes unterwerfen muß“.

Nach wenigen Augenblicken erklärte Jasper, daß er fertig sei. Hugo hatte kaum den Muth, Talesius und seine Tochter zu grüßen. Er fühlte, daß er nicht berechtigt war, den Kopf beim Verlassen des Hauses so hoch zu tragen, als er es kurz zuvor beim Eintreten gethan hatte.

Als Beide fort waren, legte Maria den Arm um ihres Vaters Schulter und sagte: „Sollte ich mich veründigt haben durch den Ungestüm, der sich meiner unwillkürlich bemächtigte?“

„Es gehört zu den christlichen Tugenden, daß man seine Zunge in Zaum zu halten lerne, meine Tochter!“ entgegnete Talesius. „Dein Charakter und Dein Temperament können Dich leicht in eine Versuchung bringen, die dem Gewissen gefährlich werden kann, weil man in solchen Augenblicken nicht im Stande ist, die Tragweite

der Worte, die man äußert, zu ermessen. Ich muß Dich davor warnen, denn bei der Verfolgung, die wir zu erwarten haben, könntest Du durch Deine Hefigkeit Vieles einbüßen von den Verdiensten, die in den Tagen des Leidens nur durch Ergebung in den göttlichen Willen zu erwerben sind. Was uns heute begegnet ist, kann sich Morgen oder Uebermorgen wiederholen“.

„Aber Du wirst doch wohl sofort die erforderlichen Schritte thun, um Dich gegen diese schändlichen Verleumdungen zu vertheidigen?“ frug Maria.

„Was kann mir das helfen?“ antwortete Talesius kopfschüttelnd. „Man hat einen Anlaß haben wollen, um mich unschädlich zu machen. Da mein Einfluß bei den gutgesinnten Bürgern noch immer zu groß ist, um mich ohne irgend einen Grund zu verfolgen, so sucht man durch falsche Beschuldigungen dazu zu gelangen“.

„Aber wird der gute Gott einen solchen schändlichen Betrug dulden?“

„Wo weilen Deine Gedanken, mein Kind? Sind nicht selbst gegen unseren göttlichen Erlöser falsche Zeugen aufgestanden, und kann es für einen Christen einen größern Ruhm geben, als wenn er an Christi Leiden Theil nehmen darf? Ich werde mich, insofern dieses nöthig und möglich sein wird, zu rechtfertigen suchen, doch ich hoffe, daß Gott mir die Gnade schenken möge, daß ich in Geduld meiner Seele mächtig bleibe, denn ich glaube, daß es mir nicht viel nützen wird. Es ist ein Glück, daß Deine Mutter zu Ursula gegangen ist und nicht Zeuge zu sein brauchte von dem, was hier vorgefallen ist; ihr Gemüth kann

solche heftige Erregung nicht ertragen. Wir werden jetzt Gelegenheit haben, sie bei ihrer Heimkehr allmählig darauf vorzubereiten". —

Als Hugo mit Jasper und den Soldaten zum Rathhaus zurückkehrte, mußten sie sich Bahn brechen durch die Menge, welche vor dem Hause des Bürgermeisters neugierig gewartet hatte. Sie hatten die Damstraße schon fast hinter sich, als Hugo erst bemerkte, wie Jasper triumphirend das versiegelte Packet hoch in der Hand empor hielt. Ohne ein Wort zu verlieren, riß er es ihm fort, steckte es in die Tasche und ging mit niedergeschlagenen Augen weiter.

Ries war nicht am Rathhaus, als sie ankamen, doch hatte einen Brief für Hugo hinterlassen, worin ihm aufgetragen wurde, die Papiere, die er in seinem Verwahr haben möchte, dem schout *) der Stadt, Adriaan Janszoon, zu übergeben. Da Niemand ihm seine Frage, ob Ries noch am Vormittag zum Rathhaus kommen würde, beantworten konnte, eilte er zu dessen Wohnung, denn er wollte vor allen Dingen seinem Herzen Luft machen und Jasper's Betragen bei Talesius nach Gebühr an den Pranger stellen. Er konnte aber jetzt kein Gehör erlangen und erhielt, als er darauf bestand, die Antwort, daß Ries sich entschuldigen lasse, weil er Beschäftigungen habe, die keinen Aufschub erleiden dürften, daß er aber am nächsten Morgen ihn zu empfangen bereit sei.

Es blieb also dem Jüngling Nichts übrig, als zu Hause zu gehen. Aber wie sollte er da zurückkommen

*) Schultheiß, Bezirksrichter.

und was würde seine Mutter sagen, die ihn nicht nur mit sorgenvollem Herzen erwartete, sondern zweifelsohne auch schon erfahren hatte, was in der Straße, worin sie wohnte, vorgegangen war. Und so war es auch: sie wußte Alles. Was mochte in ihr vorgehen, als ihr der Gedanke bleischwer auf die Seele fiel, daß ihr Sohn der Helfershelfer geworden sei jenes Mannes, über dessen Heiligschändung der Geist ihrer Mutter im Traume ein dreifaches Weh ausgerufen! Denn, daß Kiez seine Hand dabei im Spiele haben mußte, war außer allem Zweifel, da man ihren Sohn in Gesellschaft seines Schreibers gesehen hatte. Ihre Angst wurde noch vermehrt durch den Besuch des Geldverleihers Salomo, der, seiner Drohung gemäß, gekommen war, sein Geld einzufordern. Was sie auch versuchen mochte, um ihn zu einem Aufschub zu bewegen, es war Alles umsonst: das Herz des Juden blieb bei den Thränen und Bitten der unglücklichen Frau so kalt wie das Metall, womit er sein schändliches Wuchergeschäft betrieb. Salomo weigerte sich sogar hartnäckig, das Haus zu verlassen, bevor er bezahlt sei. Es war, als wenn die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Tagen würden, da Hugo noch immer nicht kam und sie gezwungen war, die Gesellschaft des Juden zu dulden, der mit unverschämten Blicken die Armuth, die bei ihr herrschte und die sie so gerne verbergen wollte, so zu sagen abschätzte, um einen Vergleich anzustellen zwischen seiner Forderung und dem Eigenthum seiner Schuldnerin.

Als Hugo zu Hause kam und beim Eintreten in's Zimmer den Juden erblickte, mehrte sich sein Unmuth

noch, und ohne seine Mutter zu begrüßen, fuhr er ihn an: „Was wollt Ihr hier?“

Der Jude sah ihn einen Augenblick ruhig an, dann wendete er sich zu der alten Frau: „'s isß Euch sicher durch den Kopf gegangen, was ich Gestern hier zu thun gekommen bin, Mutter! daß der Herr Sohn noch Nix davon weiß“.

„Ich weiß, daß Ihr über Geldsachen reden wollt“, versetzte Hugo, „doch ich habe augenblicklich durchaus keine Zeit dazu“.

„Wie 'n Mensch sich doch ändern kann“, sagte der Jude, „früher war 's Salomo vor und Salomo nach, wenn 'n Maffel *) zu machen war und nu möcht' man ihn gern wie 'nen Lump vor de Thür' setzen. Ich seh' wohl, daß Ihr nicht bald aus Dankbarkeit krepiren werdet, junger Herr!“

„Ich wüßte nicht, wofür ich Euch dankbar sein sollte“, sprach Hugo heftig. „Ihr habt uns durch Euren Wucher ausgesogen und arm gemacht und Ihr scheint auch ganz vergessen zu haben, daß Ihr hier einst Euer Gnadenbrod gegessen habt“.

„Sei ruhig, Hugo!“ sagte die Mutter, „lasset uns lieber sehen, wie wir uns mit Salomo freundschaftlich einigen können“.

„Ihr habt Recht“, sagte der Jude zu der alten Frau, „ein zorniger Mensch ist wie ein siedender Kessel; erst rast er und dann kommt doch Nichts als Schaum zu Tage; Ihr habt wahrhaftig Recht, Mutter!“

*) Maffel hebr. Geschäft.

„Nun gut, sagt mir, was Euer Verlangen ist!“ sagte Hugo, der sich verdrießlich auf einen Stuhl niederließ.

„Für was soll ich noch sagen, was ich verlang?“ frug Salomo. „Nach 'nem bekannten Weg fragen, ist Zeit verschwenden, und de Zeit ist ja kostbar, junger Herr! Gebt mer Geld und so wahr mer Gott helf', ich will Euch kein Augenblickchen mehr von dem kostbaren Schatz rauben“.

Hugo bewegte sich ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her. „Ihr werdet noch ein wenig Geduld haben müssen, Salomo!“ sagte er, „vielleicht kann ich Euch in einem Monat ganz bezahlen, vielleicht noch diese Woche; aber für den Augenblick bin ich nicht dazu im Stande“.

Salomo zuckte die Achseln. „Ihr wollt mich mit Geduld bezahlen, die Ihr selbst nicht zu haben scheint“, sagte er, „ich danke für den Artikel, denn ich habe davon in Handel und Wandel 'ne gute Portion bekommen. Es stehen schon gar zu viel „vielleicht“ und „möglich“ auf Eurem Conto; ich muß Moos haben, kaufscheres Moos! *) Vielleicht und möglich wird in 'nem Monat die Stadt durch Alba platt geschossen; vielleicht und möglich steht dann von diesem Haus kein Stein mehr und vielleicht und möglich wird dann der alte Salomo als ein Meschugge **) ausgelacht, weil er sich mit Geduld hat abspeisen lassen. 's is so wie so keine Zeit darnach, um Geduld zu haben. De Christen liegen sich in de Haare wie Beseffene; se rauben und stehlen was se können

*) jüdisch: ächtes Geld.

**) jüdisch: verrückt.

kriegen und fangen, und 'n armer Israelit wie ich, der immer als 'n Fußwischer gebraucht ist, kommt so endlich zwischen Geier und Habicht, die ihn Beide pflücken möchten, so lang er noch 'ne Feder hat. Ich muß unter Dach sein, eh' es zu spät ist. Da haben se mer diesen Morgen Herrn Talesius, 'nem Juwel von 'nem Mann, mög' ihm Gott helfen, Soldaten in's Haus geschickt. Wenn so 'n Herr nicht mehr angesehen wird, was steht mir armen Israelit, der doch schon den Namen von Schmierlapp hat, nicht Alles vor der Thür'? Ich will mein Geld haben und ich muß mein Geld haben, und dann geh' ich aus der Stadt fort“.

„Aber Ihr wißt doch wohl, Salomo! daß ich eine ehrliche Frau bin, die Niemandem einen Pfennig zu wenig geben wird“, sagte die alte Frau.

„Ich wollt', daß Ihr unehrlich wärt, Mutter! und daß Ihr Geld hättet“, erwiderte der Jude, „dann würden wir Beide besser „massel“ machen. Ohne Geld werdet Ihr auf die Dauer doch unehrlich werden müssen, denn Ihr wollt mer jetzt schon Rüben für Citronen verkaufen; ich müßt meschugge sein, wenn ich se annähm“.

„Haltet Euren Mund, soweit es meine Mutter angeht!“ rief Hugo.

„Stopft mir den Mund mit Gold, junger Herr!“ sagte der Jude, „und er wird so stumm sein wie 'n Fisch“.

„Aber mein Sohn hat gute Aussichten“, bemerkte die alte Frau, die Alles anzuwenden suchte, um Salomo zufrieden zu stellen, „habt nur noch ein wenig Geduld!“

„Aussichten sind Vögel in der Luft, Mutter! die kann

man flöten und piepsen hören, aber mehr auch nicht. Salomo ist zu alt geworden, um noch zu glauben, daß sie durch Salz auf den Schwanz zu streuen zu fangen sind“.

„Aber wir sind nicht im Stande, Euch in diesem Augenblicke zu bezahlen“, sprach Hugo, der dieser peinlichen Unterhaltung ein Ende machen wollte, „und da man Eisen nicht mit der Hand zerbrechen kann, so werdet Ihr wohl noch Etwas warten müssen“.

„Das nenn' ich wahrhaftig blüdig gesprochen“, versetzte der Jude; „Ihr seid für Advokat in die Wiege gelegt, junger Herr! 's ist wahr, man kann das Eisen nicht brechen, aber man kann's biegen, wenn's glühend ist, und Salomo ist nicht umsonst in Sorgen alt und grau geworden, um nicht zu wissen, wie man das macht. Ihr zahlt mir also nicht?“

„Ich sagte Euch ja, daß ich es für den Moment nicht kann“, sprach Hugo.

„Dann will ich das Eisen glühend machen“, entgegnete der Jude. „Als ich von Hause ging, dacht' ich es schon, daß ich wieder mit schönen Worten bezahlt werden würde, ich kenne meine Leutchen“. Und ein Papier aus der Tasche holend, fuhr er fort: „Hier ist ein Schreiben, das Ihr lesen könnt, wenn Ihr Lust habt. Es ist eine Klage, die ich dem „schout“ einreichen werde; es gibt noch wohl Mittel, um einen ehrlichen Menschen grad so gut wie 'nen Ganfer *) zu seiner Pflicht zu bringen“.

*) jüdisch: Dieb.

„Ihr werdet uns doch nicht unglücklich machen wollen, Salomo!“ sagte die alte Frau bittend.

„Ich suche Niemand's Unglück, doch am allerwenigsten das meine“, sagte der Jude, „aber so wahr mer Gott helf', ich gehe von hier regelrecht zum Rathhaus und ich lasse Beschlag legen auf All', was Ihr habt“.

„Ich bitt' Euch, Salomo! seid doch nicht so hart“, sprach die alte Frau; „bedenkt, daß solch' ein Schlag mich in meinem Alter doppelt elend machen würde!“

Salomo erhob sich von seinem Stuhl. „Und bin ich denn auch nicht ein alter, grauer Mann?“ frug er, „und muß ich denn mein sauer verdientes Geld fortwerfen an Leute, die keine Hand bewegen, um einen Pfennig zu verdienen! Ich geh' zum Rathhaus, so wahr ich lebe, und werd' dies alte Krähenest mit Allem, was drin ist, verkaufen lassen, bis ich mein Geld zurück hab' mit Rabatt und Allem“.

Der Jude steckte wirklich das Papier ein und war im Begriff, das Haus zu verlassen.

„Ich werde Euch 25 Kronen abbezahlen, Salomo!“ sagte Hugo, der genug gelesen hatte, um zu wissen, daß es dem Juden ernst war, „geduldet Euch dann noch Etwas mit dem Uebrigen!“

Es zuckte ein Lächeln um des Juden breiten Mund; er dachte wahrscheinlich: wo 25 Kronen geboten werden, wird wohl noch mehr stecken. „Wärt Ihr auch mein eignes Blut, junger Herr!“ sagte er, „ich würde danken müssen. Ich werde keinen Pfennig weniger annehmen, als mir zukommt; aber habt Ihr noch irgend Etwas Werth-

volles, dann will ich mich schon wieder finden lassen. Ihr wißt, ich bin ein gefälliger Mensch“.

„Ich werde das Kästchen holen, Hugo!“ sagte die alte Frau mit einem Seufzer.

„Nein, Mutter!“ antwortete Hugo, der schmerzlich berührt wurde bei dem Gedanken an das am vorigen Abend Vorgefallene, „laß das Kästchen!“ Und sich an den Juden wendend, sagte er: „Salomo! es muß ein Ende dran kommen; ich werde Euch 50 Kronen geben. Wollt Ihr die annehmen, so werde ich sie Euch sofort zustellen — wo nicht; so werden wir das Weitere abwarten“.

„Hugo! was thust Du?“ rief die alte Frau, die das Geld von Kees noch so gerne unangerührt gelassen hätte.

„Aber das Kästchen denn . . . ? Eure Mutter sprach ja von 'nem Kästchen, junger Herr!“ sagte Salomo.

„Das Kästchen bekommt Ihr doch nie zu sehen“, sagte Hugo mit Nachdruck. „Wollt Ihr die 50 Kronen annehmen, so werde ich sie Euch geben, mit der Bedingung, daß Ihr mir einen schriftlichen Beweis gebt, daß Ihr in drei Monaten Nichts mehr von mir zu fordern habt“.

„Schreibet sechszig!“ sprach der Jude.

„Ich kann nicht“, sagte Hugo.

Salomo setzte sich wieder. „Ich müßte meinen Verstand gebrauchen“, sagte er; „aber was soll ich sagen, ich hab' doch auch ein Herz. Gebt mir 50 Kronen, van Dorde, und ich werde Euch ein Briefchen von meiner Hand geben. Ich weiß wohl, daß ich wie ein Meschugge handle, daß ich mich nicht besprechen lassen sollte; aber ich hab' doch auch ein Herz“.

Als der Jude ein paar Augenblicke später mit dem Gelde fortgegangen war, blieb die alte Frau eine geraume Zeit mit dem Kopfe in der Hand sitzen, während Hugo mit großen Schritten das Zimmer maß. Keiner von Beiden hatte den Muth, über das, was am Morgen vorgefallen war, das erste Wort zu reden.

„Ich konnte nicht anders handeln, Mutter!“ sprach der Jüngling endlich; „Salomo hätte seine Drohung ausgeführt, und was würde dann aus uns werden?“

„Ich weiß nicht, was aus uns werden wird, Hugo!“ gab die alte Frau zur Antwort, „ich befürchte, daß Du nun einem Anderen in die Hände gerathen bist, der uns noch viel elender machen wird. Ich weiß, was Du heute gethan hast, Hugo! Das Geld von Ries könnte wohl ein Blutgeld werden“.

„Mutter!“ schrie Hugo entsetzt, ohne eines anderen Wortes mächtig zu sein.

„Ich wußte wohl“, fuhr sie fort, „daß Ries Dir eine solche Summe nicht geben würde, wenn er keine unedlen Absichten dabei hätte. Ich habe schon Stunden lang wie auf der Folter gefessen; was hast Du bei Talesius gethan, mein Sohn! oder muß dies noch immer ein Geheimniß vor Deiner Mutter bleiben?“

Der Gedanke hieran war es grade, der den Jüngling so sehr gequält hatte, als er sich nach Hause begab. Er hatte nie Etwas vor seiner Mutter geheim gehalten, und es war doch unmöglich, ihr die ganze Wahrheit zu gestehen, ohne daß er sich vor ihr hätte schämen müssen. Er wollte erst mit Ries reden, dann würde er sich besser rechtfertigen können.

„Das Geheimniß wird Dir noch heute aufgeklärt werden, Mutter!“ sagte er; „aber stelle mir jetzt keine Fragen, die ich nicht beantworten kann! Es ist diesen Abend eine Versammlung im Schleifhause, da werde ich wohl mit Riez sprechen können und hernach will ich Dir Alles sagen“.

Die alte Frau schwieg. Was hätte sie auch auf diese Worte entgegnen können, da ihr Sohn sich durch einen Eid gebunden zu haben schien. Aber ihr Herz war zum Zerspringen voll, denn ihre Einbildung häufte Unglück über Unglück auf das Haupt ihres Sohnes, den sie mehr als sich selber liebte. Es herrschte an jenem Tage eine traurige Stimmung in dem Hause, das in den letzten Jahren doch wenig Freude gesehen hatte; es wurden mehr Seufzer als Worte laut.

Im Laufe des Nachmittags erhielt Hugo folgendes Briefchen von Riez, das seine trübe Gemüthsstimmung noch erhöhte: „Ich bin im Besitze der wichtigen Papiere, die diesen Morgen bei Talesius gefunden sind. Was ich jedoch dabei vernommen habe, hat mich in meiner Meinung bestärkt, daß Ihr zu den Leichtgläubigen gehört, die sich durch die Schlaueit und Heuchelei der Papisten hintergehen lassen. Dies ist eine Eigenschaft, die jungen Leuten, die sich noch eine Bahn brechen müssen, nicht sehr zur Empfehlung gereicht. Kommt heute Abend zu unserer gewöhnlichen Versammlung, wenn Ihr wenigstens nicht wollt, daß ich mich des Versprechens, das ich Euch gegeben, enthoben halten soll“.

Der kühle Ton, der aus diesem Zettel klang, war so

ganz verschieden von dem Wohlwollen, womit Ries am Abend vorher die schönsten Aussichten für die Zukunft eröffnet hatte, daß es Hugo kaum zweifelhaft blieb, welche Absichten Ries bei seinen Anerbietungen beseelt hatten. Er zauderte jedoch keinen Augenblick, dem Ersuchen zum Beizohnen der Versammlung nachzukommen, weil es so wie so schon seine Absicht gewesen war.

Als der Abend sich senkte, saß die alte Frau wieder mit ihren Sorgen und Kengsten allein; jedes Rascheln erschreckte sie, jedes Geräusch auf der Straße ließ sie zusammenfahren. Plötzlich tönten die silbernen Stimmchen der Damiate-Glöckchen ⁸⁾, von dem Hauche des Windes fortgetragen, an ihr Ohr. Sie erneuerten den Gruß des Engels an die Gebenedeite unter den Weibern, damit die Menschen, die guten Willens sind, sich während der Nacht unter den Schutz jener stellen möchten, deren Beistand nie vergebens angerufen wird. Weshalb machten jene Töne jetzt einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz? In ihrer Angst und Verlassenheit gedachte sie der früheren Tage, als ihr Herz sich noch nicht geschlossen hatte vor den Erquickungen, welche die Fülle des Glaubens verabreicht. Wenn sie zu jener Zeit von Angst oder Kummer heimgesucht wurde, wandte sie sich an die Trösterin der Betrübten und fand dort Linderung in ihrem Schmerz. Jetzt aber mußte sie diesen Balsam entbehren und dies vermehrte das Gefühl ihrer Verlassenheit. Und als die letzten Töne hinstarben, streckte sie unwillkürlich die Hände aus, als wenn sie dieselben zurückrufen möchte. Was konnte dies anders sein, als das Verlangen ihres Herzens

nach einer seligen Vergangenheit? Arme Betrogene! Wenn Dein Herz sich aufrichtig zu Gott wendet, wird Er Dir Seine Gnade nicht vorenthalten; aber den Gruß des Engels werden die Glocken aus Damiate Dir nimmer verkünden; sie haben es an diesem unseligen Abend zum letzten Male gethan. Wenn man von jetzt an dem Fremdling die Glöckchen zeigt, so wird dies nur geschehen, um an die Waffenthat des Grafen von Holland und seinen Sohn Willem zu erinnern; ihre silbernen Büngelein werden aber fortan das Lob der Mutter des Herrn nicht mehr singen.

Die anti-papistischen Zusammenkünfte, die wir bereits bei Talesius erwähnen hörten, wurden gewöhnlich in der Blamingstraße gehalten, in dem sogenannten „Schleifhaus“, wo der Tuchscheerer Zeichen aushing. Als Hugo sich dorthin begab, fiel es ihm schon auf, daß auf der Straße ein ungewöhnliches Gewühl herrschte; es wirbelte ihm aber in jenem Augenblicke zu Vieles im Kopfe herum, als daß er nach dem Grunde desselben geforscht hätte. Als er indeß in das Schleifhaus kam, sah er, daß diese Versammlung viel zahlreicher werden würde, als irgend eine, der er früher beigewohnt hatte, und er vernahm auch alsbald, daß ein besonderer Aufruf stattgefunden hatte.

Die Leute, die dort beisammen waren, bestanden aus den hervorragendsten Calvinisten, den Verbannten und anderen politisch Verurtheilten, die seit dem Uebergang der Stadt an die Partei des Prinzen zurückgekommen oder freigelassen waren, und aus Ausländern, die im betriebenen Haarlem ihr Glück suchten: „magere Papauern aus Deutschland, von den Niederländern fett gemästet zu

ihrem eigenen Verderben“, wie der Geschichtschreiber Opmeer sie nennt. Die zahlreichen Brauereien hatten dazu ein gehöriges Contingent geliefert. Aus ihren Reden konnte man deutlich entnehmen, daß sie dort eigentlich nicht erschienen waren, um über die allgemeinen Interessen der Bürger zu berathschlagen, sondern nur um ihrem Haß gegen Andersdenkende Luft zu machen und sich nach Mitteln umzusehen, ihre einseitigen Meinungen, die nur einer kleinen Minorität angehörten, den Bürgern aufzudrängen, so wie dies auch bei der entscheidenden Sitzung des Rathes am 3. Mai geschehen war. Das bekannte Alt-Mitglied des Magistrates, Ries, führte den Vorsitz und ward unterstützt von Hans Koltermann, einem anderen Ausgewiesenen, und dem „schout“ Adriaan Janszoon. An diesem Abend war noch ein gewisser Lancelot zugegen, ein Bastard aus dem Hause der van Brederode, der an der Spitze einer Bande Wallonen und Franzosen stand, die sich in verschiedenen Städten schon der größten Gewaltthaten schuldig gemacht hatten. Lancelot war, wie seine Zeitgenossen bezeugen, von einem wüsten Haß gegen die Katholiken erfüllt und hatte sich auf Ries' Ersuchen nach Haarlem begeben, um ihm in wichtigen Angelegenheiten Rath und Hülfe zukommen zu lassen.

Sobald Hugo zum „Schleifhause“ gekommen war, suchte er zu Ries zu gelangen, doch dieser hatte in einem besondern Gemach eine vorläufige Besprechung mit den andern Führern der revolutionären Bewegung und ließ ihn wissen, daß er augenblicklich keine Zeit für ihn erübrigen könne. Es blieb ihm nun Nichts übrig, als sich

so nah wie möglich an den Tisch zu stellen, wohinter sich die Sitzplätze der Führer befanden. Jeden Augenblick mehrte sich der Haufen und in gleichem Maße nahm die Erregung zu, mit hervorgerufen durch den Branntwein, der reichlich vertheilt wurde. Es widerstand Hugo in der Seele, die sittenlosen und lästernden Gespräche anhören zu müssen, die in seiner Nähe geführt wurden. Endlich erschien Ries mit seinen Genossen, vom lauten Jubel der Menge begrüßt. Der ehemalige Verbannte stand in hohem Ansehen bei seiner Partei, weil er eine gewisse Beredsamkeit und Energie besaß: Dinge, die auf das Volk stets großen Eindruck machen. Sobald er Hugo bemerkte, winkte er ihm, näher zu treten, was der Jüngling sofort that, in der Hoffnung, daß er dadurch Gelegenheit finden würde, endlich seinem Herzen Luft zu machen.

„Ich muß nothwendig mit Euch reden, Herr Ries!“ sagte er, „ich habe schon den ganzen Tag auf eine Gelegenheit gewartet“.

„Setzet Euch hier zu uns!“ gab Ries zur Antwort, und that, als wenn er die Worte des jungen Mannes nicht gehört hätte. „Wenn Ihr wahrlich auf Euer Wohl bedacht seid, so werdet Ihr heute Abend mit mir zufrieden sein. Dies ist der junge van Dorde, über den ich heute mit Euch sprach“, fuhr er fort, Hugo Lancelot vorstellend.

„Ich freue mich, dem Sohne eines Mannes zu begegnen, der nicht gezügert hat, Gut und Blut dem Vaterlande zum Opfer zu bringen“, sagte Lancelot, dem Jüngling die Hand reichend.

Hugo beantwortete die Worte des Hauptmannes mit

einer Verbeugung und setzte sich auf den ihm angewiesenen Platz. Was konnte er auch sonst thun?

Ries eröffnete nun die Versammlung mit der Mittheilung, daß einer der größten Verehrer Oraniens, einer der tapfersten Vertheidiger des Vaterlandes, der Hauptmann Lancelot in ihre Mitte erschienen sei, um an der Zusammenkunft theilzunehmen. Diese Worte wurden mit lautem Jubel begrüßt. Hierauf ersuchte er Lancelot, den Anwesenden den Zustand der übrigen Städte, die dem Scepter Spaniens entrissen waren, zu schildern. Der Hauptmann erzählte sodann, was in Zeeland, Nord- und Südholland geschehen sei, um Spaniens Joch abzuschütteln. Er pries die ausgezeichnete Tapferkeit der Bürger, die keinen Augenblick sich bedacht hatten, für ihre Freiheit und ihre Rechte ihr Leben aufzuopfern, und er schilderte das Glück, das sie jetzt im Vollgenuß ihrer Freiheit besäßen. Doch dieses Glück sei noch nicht gesichert, so lange eine gewisse Partei, die mit Spanien liebäugle, noch einigen Einfluß habe. Diese Partei habe, wo sie nur könne, den Herzog von Alba und „seine Henkerschaar“ gegen die Retter des Vaterlandes zu Hülfe gerufen, und in Folge dessen sei in verschiedenen Städten eine Mezelei vorgefallen, so un menschlich, als man nur ausdenken könne. Weder Frauen noch Kinder seien von den grausamen Spaniern verschont und die Blume der Nation habe auf dem Blutgerüste den schändlichsten Tod erleiden müssen. Dies Alles sei das Werk der Priester und Mönche, die das Volk in Dummheit und Aberglauben erhielten, um sich bei einem trägen und üppigen Leben mit dem Schweisse

der Bürger zu mästen. Sie ständen in Unterhandlung mit Spanien, das sie bezahle, um die Privilegien der Städte abzuschaffen, die wahren Freunde des Vaterlandes auf das Schaffot zu schleppen und ihre Güter für verfallen zu erklären zu Gunsten der Soldaten des Bluthundes. Doch es seien nicht blos die Priester und Ordensleute, sondern auch hauptsächlich die einflussreichen Papisten, die sich mit Spanien verbänden, um das Land in's Verderben zu stürzen. In einigen Städten sei es ihnen schon gelungen, durch Verrath die Thore den Spaniern wieder zu öffnen, die ihren Sieg in einem gräßlichen Blutbad feierten. Das dürfe nicht länger so fort dauern, es müsse ein Ende daran gemacht werden. Die Papisten seien sehr rührig, um die theuer erkaufte Freiheit mit Hülfe der Spanier im Blute der Neuerungsfüchtigen zu ersticken; an allen Seiten sei man Verschwörungen auf die Spur gekommen, die dazu führen müßten, und die Gefahr, die daraus entstehe, könne nur durch energisches Handeln abgewendet werden. Welche Mittel dazu am passendsten wären, das müsse er den Bürgern selber zu entscheiden überlassen; er sei nur gekommen, um die Gefahr zu zeigen, die Allen drohe, die zum Sturze der spanischen Tyrannei beigetragen.

Der laute Beifall, der Lancelot zu Theil wurde, bewies deutlich, daß man willens war, seine warnenden Worte nicht in den Wind zu schlagen.

Hierauf ergriff Ries das Wort. „Der tapfere Hauptmann Lancelot, der von Eifer für die Freiheit des Vaterlandes glüht“, sagte er, „ist nicht gewohnt als Redner,

sondern nur mit dem Schwert in der Hand als Soldat aufzutreten; trotzdem ist er sehr beredt gewesen, weil seine Worte von dem Feuer der Wahrheit und der Aufrichtigkeit befeelt waren. Es ist leider wahr! — unsere theuer erkauften Freiheiten werden wieder verloren gehen, wenn wir halbwegs stehen bleiben; das Blut unserer Freunde wird umsonst geflossen haben, wenn wir die Partei, die das Land in's Verderben führen will, nicht für immer machtlos machen. Die Priester und Mönche sind's, die auf der Kanzel und im Beichtstuhl ihre blinden Anhänger unter Androhung von Hölle und Fegfeuer zwingen, das ehrlose Spanien in der Bertretung unserer Rechte zu unterstützen. Aber nicht sie allein sind es; es gibt auch Bürger in unserer Mitte, die es noch ärger machen; sie stehen im Briefwechsel mit ihren Mitverschworenen und haben vielleicht das Blutgeld schon empfangen, wofür sie uns den Henkern überliefern müssen. Es sind keine Voraussetzungen, die ich mittheile, sondern unläugbare Thatfachen, wofür ich die Beweise in Händen habe. Muß solch ein schändlicher Verrath nicht bestraft werden?"

Ein wüstes Geschrei stieg bei dieser Frage aus der Menge empor.

„Schon lange habe ich das Treiben der Hauptträdelssführer der Papisten beobachten lassen“, fuhr der Vorsitzende fort, „und bin endlich zu der Entdeckung einer wichtigen Verschwörung gelangt. Und wißt Ihr wohl, wer dort an der Spitze steht? Ein Mann, der durch seine Heuchelei Jahre lang die Bürger dieser Stadt in Schlaf zu wiegen mußte: der Alt-Bürgermeister Talefius“.

„Nieder mit Talesius! An den Galgen mit dem Verräther!“ brüllte die trunkene Menge.

„Eure Entrüstung ist sehr natürlich“, fuhr Kies fort, „aber Ihr müßt sie zu bezwingen wissen, denn unsere Sache würde nur darunter leiden. Es genügt, daß wir der Verschwörung auf die Spur gekommen sind, um unsere Maßregeln dagegen zu treffen; die Strafe wird wohl von selber folgen. Aber ist es unsere Pflicht, den Verrath zu bestrafen, so dürfen wir noch weniger vergessen, Jene zu belohnen, die ihn entdeckt haben. Ich darf mir diese Ehre nicht aneignen; sondern wir haben den Besitz der wichtigen Papiere, die das Verbrechen bestätigen, Jemandem zu verdanken, in dessen Adern Märtyrer-Blut strömt, meinem jungen Freund van Dorde, dem ich hierfür öffentlich meinen Dank ausspreche“.

Kies erhob sich unter dem lauten Jubel der Anwesenden und drückte Hugo die Hand.

„Herr Kies! ich werde nicht zulassen“ sagte der junge Mann doch dieser unterbrach ihn mit den Worten: „Schadet doch Eurer eigenen Sache nicht, van Dorde!“

„Ich widerspreche“ wiederholte Hugo.

„Seid Ihr närrisch?“ fuhr ihn Kies an. „Wollt Ihr mich zum Lügner machen? Ich habe ja die Beweise in Händen und Jasper kann es bezeugen. Denkt lieber an Eure Zukunft, an Eure Mutter! Nochmals: Es lebe van Dorde!“ rief er, sich zu den Anwesenden wendend, die laut in diesen Ruf einstimmten. Inzwischen flüsterte er dem Jüngling in's Ohr: „Morgen steh' ich Euch ganz

zu Diensten. Wenn Ihr heute Thorheiten beginnen wollt, so werdet Ihr aus einem Freunde einen Feind gemacht haben“.

Ein kalter Schauer überlief Hugo's Glieder. Was würde er, was würde vor Allem seine Mutter von solch' einem Feinde zu fürchten haben? Er warf Ries einen verächtlichen Blick zu und setzte sich voll Zorn und Aerger wieder auf seinen Platz, um ungeduldig das Ende der Versammlung abzuwarten. Er verachtete schier sich selbst, aber was sollte er unter solchen Umständen beginnen?

Nachdem der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, ging Ries dazu über, die Beweisstücke vorzulegen, die bei Talesius gefunden waren. „Sobald ich davon überzeugt war“, so begann er, „daß der Alt-Bürgermeister ein Ver-räther ist, habe ich bei des Prinzen Günstling, Herrn Gerard van Berkenrode, eine Vollmacht zu erlangen gewußt und unser Freund van Dorde hat das Uebrige gethan. Ich habe hier zuerst einige Briefe von einem gewissen Musius, Probst vom Kloster St. Agatha zu Delft, einem durchtriebenen Heuchler, den der Prinz mit Gunst über-laden und als seinen Freund betrachtet und behandelt hat. Dieser scheinheilige Priester schreibt in jenen Briefen, daß er den Aufstand verabscheut, der das Land in's Verderben stürzt und er spornt Talesius, seinen Gesinnungsgenossen, an, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um die Regierung des Königs von Spanien zu unterstützen“.

Nun las Ries einige Sätze vor, worin wirklich in diesem Geist gesprochen wurde, doch er verschwieg, daß jene Briefe schon von altem Datum waren.

„Von jenem Wolf im Schafskleide haben wir natürlich Nichts zu befürchten“, so fuhr er fort, „doch wir wollen unseren Freunden in Delft seine verrätherischen Absichten mittheilen und dann wird er früher oder später seiner Strafe nicht entgehen; uns genügt es, zu wissen, wer sein vornehmster Mitschuldiger ist. Bis jetzt habe ich Euch nur gezeigt, daß Talesius in Briefwechsel steht mit den Feinden des Vaterlandes, die uns den spanischen Henkern überliefern wollen; aber ich kann auch beweisen, daß er gegen Mitte des vorigen Monats zwei verummunte Priester in seinem Hause empfangen hat und daß er jetzt noch mit Alba unterhandelt und zwar mit der Absicht, unsere Stadt wieder in dessen Hände zu spielen. Welche Strafe verdient eine solche Missethat?“

„Den Tod! den Galgen!“ erschallte es von allen Seiten.

Bleich vor Entsetzen sprang Hugo auf. „Herr Ries! ich bitte um das Wort!“ rief er.

Der Präsident sah ihn scharf an. „Laßt mich ausreden, van Dorde!“ erwiderte er, „ich bin noch nicht zu Ende!“

Es steht nicht zu bezweifeln, daß Ries den bekannten Brief von Vargas zur Erhärtung seiner Behauptung vorgezeigt haben würde, wenn er nicht die Einmischung Hugo's van Dorde befürchtet hätte, der, wie es ihm schien, auch jetzt noch im Stande gewesen wäre, den gewünschten Erfolg dieser Versammlung in Frage zu stellen. Er hatte so großen Widerstand nicht von van Dorde erwartet und ihn nur eingeladen, der Zusammenkunft beizuwohnen,

damit seine Gegenwart der Beschuldigung einen größeren Schein der Wahrheit gebe. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, daß auch die Gemäßigten in Talesius einen Verräther erblicken möchten, und darum war die Mitwirkung van Dorde's für ihn vom höchsten Gewicht.

„Ich sage Euch, daß ich die Beweise dafür in Händen habe“, so sprach er weiter, „doch ich bin durch Umstände verhindert, sie heute vorzulegen. Es wird jedoch wohl genügen, wenn ich Euch sage, daß Talesius die neue Regierung zu stürzen sucht und zu diesem Zweck mit unseren Feinden Briefe wechselt. Nun ist es wohl sehr erklärlich, wenn jeder aufrichtige Patriot Nichts sehnlicher wünschen sollte, als diesen heuchlerischen Papisten der Volks-Justiz zu überliefern, doch wir müssen unsere Interessen im Auge behalten. Jede Gewaltthat, an den Mann verübt, der bei der einfältigen Menge noch stets als ein halber Heiliger gilt, würde unserer Sache nicht wenig schaden können und man darf nicht Zuchhe! schreien, bevor man über den Graben ist. Dazu kommt noch, daß Talesius nicht allein steht mit seinen verbrecherischen Plänen, sondern in unserer guten Stadt eine Anzahl Mitschuldiger hat. Unsere größte Sorge muß sein, die Bürger aus dem Schlafe zu rütteln, der sonst wohl ein Todesschlaf werden könnte. Nicht nur unsere Parteigenossen, sondern auch die Papisten müssen erfahren, wer die Heuchler sind, die auf geheimen Wegen unsere Stadt dem spanischen Tyrannen zuspielen wollen, der sie vielleicht zerstören und Salz auf ihre Trümmer streuen würde, wie einst der Tyrann Barbarossa mit Mailand verfuhr. Und

wir dürfen keineswegs dabei die Schleichwege benutzen, deren sich unsere Feinde bedienen. Nein, die Zeit der Oeffentlichkeit ist angebrochen und unsere Sache ist zu schön, zu heilig, als daß sie nicht jedem Auge bloßgelegt werden dürfte. Ich schlage darum vor, Morgen früh um 10 Uhr eine Versammlung auf dem Marktplatz abzuhalten, und dort in Aller Angesicht die Heuchler zu entlarven; dann wird jeder Bürger wissen, zu welcher Partei er sich halten muß: zu der unseren, die Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit für alle Bürger bezweckt, oder zu der unserer Feinde, welche zum Aberglauben, zur Unwissenheit und Tyrannei zurückführt. Allen Jenen, die dieser Versammlung beiwohnen werden, wird Schadenersatz für das, was sie versäumen sollten, zugesichert; dasselbe gilt für ihre Kameraden, die sie mitbringen möchten. Seid Ihr damit einverstanden?"

Der Vorschlag des Präsidenten wurde mit ohrbetäubenden Zurufen begrüßt.

„So bleibe es dabei“, schloß Ries seine Rede, „daß Jeder, der sein Leben und seine Freiheit lieb hat, Morgen auf den Markt erscheine, damit wir den Bürgern die Augen öffnen für die Gefahr, worin die Stadt verkehrt. Und hiermit schließe ich die Versammlung“.

In demselben Augenblick, als der Hammer fiel, rief Hugo, von seinem Stuhl aufspringend: „Ich habe um das Wort gebeten, Herr Ries! und verlange zu reden“.

Seine Stimme ging jedoch im Geschrei, das sich erhob, verloren und als er sich nochmals mit derselben Bitte an Ries wandte, sagte dieser, indem er zugleich seinen

Platz verließ: „Die Versammlung ist geschlossen, van Dorde! ich kann Euch das Wort nicht mehr ertheilen“.

„Es lebe van Dorde! es lebe der junge van Dorde!“ so tönte es von allen Seiten und Hugo sah sich gegen seinen Willen genöthigt, die Beglückwünschungen der erregten Menge entgegenzunehmen. Er versuchte wohl noch ein paar Mal, seine Stimme zu erheben, doch vergebens, denn der tolle Jubel übertönte seine Worte.

So war es Hugo noch nie zu Muth gewesen, als in dem Augenblick, wo er das „Schleifhaus“ verließ. Er war überzeugt, daß man sich bestrebe, eine Verfolgung gegen die Katholiken Haarlem's in's Werk zu setzen, und er, der solche widerrechtlichen Handlungen verabscheute, war das Werkzeug dazu gewesen und sein Name würde damit in Verbindung gebracht werden. Sein ehrliches Gemüth konnte diesen Gedanken nicht ertragen. Es war nur zu wahr, was seine Mutter gesagt hatte: er hatte Blutgeld von Kiez erhalten; man hatte ihn umgekauft, um Talesius und vielleicht noch eine Anzahl anderer Katholiken in's Verderben zu stürzen. Wie waren die Sorgen, wovon er bis jetzt gequält worden, so leicht und nichtig im Vergleiche mit der Last, die jetzt seine Seele beschwerte! Talesius und die übrigen Katholiken würden das Recht haben, ihn fortan zu verachten; man würde auf ihn, als auf einen Verräther, mit Fingern zeigen und die Schmach, die ihn träfe, würde auch seine Mutter treffen, die ihn so ernst gewarnt hatte. Das durfte nicht so bleiben! Müßte er sich auch der größten Demüthigung unterwerfen, so wollte er jene Schmach doch von sich ab-

wälzen. Talesius sollte wissen, daß er keine Schuld trage an den Anschlag, der gegen seine Person geschmiedet wurde, und zwar sofort, denn er wagte es nicht, so vor seiner Mutter zu erscheinen.

Als dieser Beschluß bei Hugo zur Reise gelangt war, begab er sich unverweilt zu der Wohnung des Bürgermeisters Quirinus, wo man, der späten Stunde wegen, über sein Kommen nicht wenig verwundert und in Anbetracht des am Morgen Vorgefallenen, nicht minder besorgt war. Talesius empfing ihn indessen mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und frug, was sein Begehren sei.

„Ich bin so frei, Euch um eine kurze Unterredung zu ersuchen, Herr Bürgermeister!“ sagte er, „in Anknüpfung an das heut Morgen hier Vorgefallene“.

„Kommt Ihr, um Euch zu entschuldigen, van Dorde?“ frug Talesius.

„Entschuldigung werde ich in Euren Augen wohl nicht finden können und erwarte sie deshalb auch nicht“, erwiderte Hugo; „aber ich habe stets einen ehrlichen Namen geführt und möchte den nicht gerne besleckt sehen. Es ist wahr, mein Vater ist als Verbannter gestorben, doch nur aus politischen Gründen, und so viel ich weiß, hat er nie Etwas verschuldet, das unseren Namen hätte entehren können“.

„Das glaub' ich auch nicht, van Dorde!“ sagte Quirinus, der über die Worte des jungen Mannes sehr verwundert war. „Euer Vater hat sich leidenschaftlich in die Arme einer Partei geworfen, deren Handlungen mit den Staatsgesetzen in Streit waren: insofern war sein

Streben — Ihr werdet mir das harte Wort verzeihen — verbrecherisch; aber ich glaube nicht, daß er Etwas gethan, wodurch er seinem Sohn, wie man es zu nennen pflegt, einen unehrlichen Namen hinterlassen hätte. Ich habe Eurem Vater oft, und vielleicht mehr als mir geziemte, in aller Ruhe das Verderbliche seiner Handlungsweise vor Augen gehalten, und auch noch in der letzten Stunde, Alles, was ich konnte und vermochte, angewendet, um ihn vor der harten Strafe, die ihn traf, zu bewahren, was ich nicht gethan haben würde, wenn ich noch etwas Anderes zu tadeln bei ihm vorgefunden, als einen unbegreiflichen Leichtsinn, der ihn für sein eigenes Wohl und das seiner Familie blind machte“.

„Ist das wahr?“ frug Hugo ziemlich ungestüm.

Talesius sah den Jüngling erstaunt an. „Glaubt Ihr Ursache zu haben, die Wahrheit meiner Worte in Zweifel zu ziehen?“ frug er.

„Man hat mich wohl mal des Gegentheils versichert“, entgegnete Hugo bewegt, und ohne in diesem Augenblicke seiner Worte Herr zu sein, fügte er hinzu: „Es gibt Menschen, die sagen, daß Ihr meinen Vater in's Unglück gestürzt habt“.

„Sagen die Menschen das, van Dorde? Wohlan, Ihr mögt ihnen antworten, daß Talesius Euch auf sein Ehrenwort die Versicherung gegeben, daß es eine Unwahrheit ist. Ich habe nie Jemand's Unglück gewollt, van Dorde! Aber wozu diese Fragen am späten Abend? Stehen Sie in Zusammenhang mit dem, was Ihr diesen Morgen hier vorgenommen?“

„Das thun sie“, antwortete Hugo, „und Eure Antworten treffen mich mehr, als Ihr vielleicht vermuthet“. Nun erzählte der Jüngling Alles, was sein Herz beschwerte. Er machte vor Talesius selbst keinen Hehl aus den drückenden Verhältnissen, worin sie sich befanden und die so Viel dazu beigetragen hatten, ihn zu einem Werkzeug des schlaunen Ries zu machen. Er wollte Alles, Alles mittheilen, um sich von der Schmach, die an ihm klebte, zu reinigen, mußte er denn auch schon Dinge sagen, die mit seiner hochherzigen Natur in Streit waren, und die er vor jedem Anderen und unter jeder Bedingung verschwiegen hätte. Sonderbare Verkettung von Umständen! Den Abend zuvor betrachtete er es als das letzte Rettungsmittel, ja fast als einen Schritt der Verzweiflung, was er nun freiwillig gethan hatte.

Talesius hörte ihm mit wachsendem Erstaunen zu. „Ich wußte nicht, daß Ries so schlecht war“, sagte er, „und ich beklage mehr als je die armen Bürger, die mehr oder weniger der Willkür eines solchen Mannes gehorchen müssen. Ich weiß Eure offenherzige Mittheilung sehr zu schätzen, van Dorde! nicht so sehr meinerwegen, denn Ihr seht, daß man mich um jeden Preis verderben will, sondern weil dadurch der Verdacht, der noch immer auf Euch ruhte, fortgenommen wird. Hier habt Ihr meine Hand! Ich verzeihe Euch von ganzem Herzen den Antheil, den Ihr an den bösen Plänen, die gegen mich geschmiedet werden, hattet. Ich habe nie etwas Anderes als das Wohl der Bürger und auch das Eures Vaters im Auge gehabt und habe ich darin vielleicht bisweilen zu wenig

gethan, so ist es nicht aus Mangel an gutem Willen geschehen. Es wird vielleicht zum letzten Male sein, daß wir uns begegnen, denn ich sehe schwere Stürme über mein Haupt hereinbrechen: nehmt, als eine Erinnerung an mich, den guten Rath mit, Euch nie durch schöne Versprechungen verleiten zu lassen, denn sie haben auch Euren Vater in's Unglück gebracht! Sagt Euch von Ries los, der Euch nur als Werkzeug gebraucht, um seine Absichten zu erreichen; gebt ihm sein Geld zurück, denn es ist nur zu wahr, daß goldene Fesseln oft am schärfsten einschneiden! Ich will nicht unbescheiden sein, van Dorde! aber fällt es Euch auch vielleicht schwer, die Geld-Angelegenheiten mit Ries wieder in Ordnung zu bringen?"

„Sie müssen geordnet werden, ich will, ich muß ganz unabhängig von ihm sein!“ rief Hugo.

Ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um Talestius Mundwinkel. „Wenn Ihr ihn mit Feuereifer und gutem Willen bezahlen könntet, so würdet Ihr nicht lange sein Schuldner bleiben, van Dorde!“ sagte er, „aber dazu gehört mehr. Ich will zeigen, daß ich die Offenheit, womit Ihr mir Alles mitgetheilt habt, zu schätzen weiß. Sagt mir, was Ihr braucht, um Euch ganz von Ries loszumachen und ich bin bereit, Euch dabei zu helfen; denn ich glaube, daß Ihr sonst schwerlich aus dem Lug- und Trugnetze, womit man Euch umspinnen, loskommen werdet“.

Dies war zu Viel. Hugo's Augen füllten sich mit Thränen bei dem Gedanken, daß der Mann, zu dessen Untergang er mitgewirkt, ihm nicht nur verzieh, sondern sogar noch bereit war, ihm so uneigennützig beizustehen.

„Wie ist es möglich, Herr Bürgermeister!“ sprach er mit tief bewegter Stimme, „daß Ihr, nach alledem was geschehen ist, mir noch einen solchen Dienst erweisen wollet! Ich müßte mich noch mehr vor mir selber schämen, wenn ich mich dazu entschließen könnte, Eure Güte zu mißbrauchen. Ich will erst meine Schuld gegen Euch abtragen. Wenn man Morgen, was Gott verhüte! Gewalt an Euch verüben würde, so soll man erfahren, daß Hugo van Dorde das Herz auf dem rechten Fleck hat; ich werde, wenn es sein muß, meine Schuld gegen Euch mit meinem Blute tilgen“.

Talesius schüttelte den Kopf. „Ihr würdet dadurch nur eine zweite Thorheit begehen“, sagte er. „Glaubt nur, daß man sehr leicht ein Mittel finden wird, Euch unschädlich zu machen, und ohne mir helfen zu können, werdet Ihr dadurch nur Euch selbst und Eure Mutter unglücklich machen. Nehmt mein Anerbieten an, Ihr werdet Euch dabei am Besten befinden!“

„Nie!“ rief Hugo entschieden.

„Habe ich Euch denn dadurch beleidigt?“ frug Talesius.

„Wo denkt Ihr hin, Herr Bürgermeister!“ erwiderte der Jüngling; „ich fühle, daß ich mit mir habe spielen lassen, daß ich wie ein Knabe gehandelt habe, der die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen hat, und beim Himmel! das will ich wieder gut machen. Ich will mich rächen und werde auch Euch rächen, bevor ich irgend eine Gunst von Euch annehme“.

„Doch indem Ihr Euch rächtet, würdet Ihr in meinen Augen viel schuldiger werden, van Dorde!“ sprach Talesius.

„Man kann übereilt handeln, man kann sich zum Bösen mitschleppen lassen, das ist leichtsinnig; aber Rache nehmen, das ist unchristlich, das ist sündig, das ist ein Greuel vor Gott!“

„Aber würdet Ihr Euch denn nicht glücklich schätzen, Herr Talesius?“ frug Hugo, „wenn Ihr Euch an Ries, der durch schändliche Verleumdungen Euer Unglück herbeizuführen trachtet, rächen könntet?“

„Was meint Ihr denn, van Dorde?“ antwortete Talesius ernst, „wir sind doch keine Heiden, die dem Gotte des Donners und der Rache Opfer bringen? Wäre unser tägliches Gebet: vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, keine Gotteslästerung, wenn es aus einem Herzen aufstiege, das zu gleicher Zeit auf Rache sinnt?“

„Ich begreife Euch nicht“, sagte Hugo, indem er aufstand; „ich werde dann lieber nicht mehr beten, denn mich ungerechterweise vertreten und verhöhnern lassen — das kann ich nicht, und das will ich nicht!“

„Ihr seid auf verkehrtem Wege, van Dorde!“ sprach Talesius, als er den jungen Mann verabschiedete, „denn Ihr habt einen Feind in Eurem Herzen, der nur mit den Waffen des Gebetes bekämpft werden kann. Nehmt Euch in Acht, denn der letzte Irrthum würde schlimmer sein als der erste!“

Hugo wollte diese Worte nicht gelten lassen und eilte hauswärts.

„Er hat einen edlen Charakter“, sagte Talesius, als er allein war; „schade, daß er nicht fruchtbar gemacht

wird durch den Thau des Glaubens, der die guten Eigenschaften zu Tugenden reifen macht!“

Ehe er sich zur Ruhe begab, schrieb er ein Briefchen an die Wittve van Dorde, worin er sie ermahnte, ihren Sohn so viel als möglich zurückzuhalten und dafür zu sorgen, daß er sich nicht in Geldverpflichtungen gegenüber Personen einlasse, die von seinem guten Herzen und seiner Arglosigkeit Mißbrauch machten. Er hoffte, daß sie, wenn es nöthig sein möchte, dazu seine Hülfe nicht von der Hand weisen würde. Dieses Briefchen sollte aber erst den folgenden Morgen besorgt werden. Dann ging er zu Frau und Tochter, die den späten Besuch erfahren hatten, um sie über den Zweck desselben zu beruhigen.

Hugo fand seine Mutter noch in derselben ängstlichen Spannung, welche sie in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht verlassen hatte. Es war, wie wir wissen, mitten im Sommer, aber trotzdem saß sie da, in ein dichtes Tuch gehüllt, denn sie zitterte vor Kälte, durch ihre übergroße Nervenreizung hervorgebracht, während ihre Augen roth geweint waren. Als der Jüngling ihr wie gewöhnlich einen Kuß gab, erschrak er über die Kälte ihrer Wangen.

„Du bist krank, Mutter!“ sagte er. „Warum bist Du nicht zu Bett gegangen? Es ist schon so spät.“

„Wie hätte ich das gekonnt, Hugo!“ gab sie zur Antwort, „nach alle dem, was heute hier vorgefallen ist und in der Ungewißheit über Deine Geheimnisse, die mir so große Sorgen machen? Es ist vielleicht thöricht und kindisch von mir; aber ich bin auch nur eine alte, schwache Frau, die Alles, Alles verloren hat und die nicht

länger würde leben können, wenn man ihr jetzt auch noch ihren Sohn entfremdete!“

„Das wird nie geschehen“, rief Hugo. „Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so geärgert als an diesem abscheulichen Tag. Aber nun ist es auch vorbei. Ich werde Dir Alles erzählen, und obschon ich leichtsinnig, ja, in Deinen Augen vielleicht schlecht gehandelt habe, so wirst Du doch sehen, daß ich Alles, so viel ich vermochte, wieder gut gemacht habe und lieber arm sein will, als mich zu verbrecherischen Plänen gebrauchen zu lassen“.

Er erzählte ihr nun seine Unterredung mit Kieß und was darauf bei Talesius stattgefunden. Die alte Frau hörte ihm mit wachsendem Erstaunen zu, und als sie vernahm, auf welche schändliche Weise die Verschwörung gegen den Alt-Bürgermeister, woran man ihren Sohn sich betheiligen lassen wollte, in der Versammlung im „Schleifhause“ zur Reife gebracht worden war, konnte sie ihre Entrüstung kaum bemeistern. Als Hugo ihr aber auch mittheilte, daß er, nach Beendigung der Versammlung unmittelbar zu Talesius gegangen war, um laut zu bekennen, daß er schlecht gehandelt habe, aber durch Lug und Betrug so weit gebracht wäre, schien die Angst der alten Frau plötzlich einer größern Ruhe Platz zu machen. Sie seufzte tief, als wolle sie ihr Herz von Allem, was ihr seit dem vorigen Abend so viel Leid verursacht, entledigen.

„Und wie empfing Talesius Dich?“ frug sie.

„Freundlich wie immer“, antwortete der Jüngling.

„Er beklagte mich, daß ich in so schlechte Hände gefallen

sei. Er verzieh mir Alles, was ich gegen ihn gefehlt hatte und rieth mir, mich sobald möglich von Ries loszumachen“.

„Hast Du Talesius auch gesagt, daß Du von Ries Geld empfindest?“

„Gewiß, ich habe ihm Nichts vorenthalten; denn ich wollte, daß er Alles wissen möchte, was Ries in's Werk gesetzt hat, um mich seinen Plänen dienstbar zu machen“.

„Aber Du hast ihm doch nicht gesagt, was hier diesen Morgen mit Salomo vorgefallen ist?“ frug die alte Frau, während Schamröthe ihre Wangen überzog.

„O nein, Mutter!“ erwiderte Hugo, „das darf Niemand wissen außer uns. Talesius schien jedoch wohl zu vermuthen, daß ich kein Geld von Ries angenommen hätte, wenn unsere Lage mich nicht dazu gezwungen; denn er bot mir mit dem größten Zartgefühl seine Hülfe an, im Falle ich ihrer bedürfen möchte, um mich von Ries frei zu machen. Ich habe ihm jedoch dafür auf das Entschiedenste gedankt; denn ich würde den Gedanken nicht ertragen können, daß ich Wohlthaten angenommen hätte von dem Manne, zu dessen Verderben ich so Vieles beigetragen“.

Die alte Frau saß einige Augenblicke, in tiefe Gedanken versunken, da. „Es ist beschämend für uns, Hugo!“ sagte sie dann, „wenn wir eine Vergleichung anstellen zwischen Männern, wie Ries und Talesius“.

„Was meinst Du damit?“ frug Hugo.

„Man kommt unwillkürlich dazu, sich zu fragen“, sagte die alte Frau, „ob eine Sache, die durch solche Männer und durch solche Mittel gehandhabt werden muß, wohl eine gute sein dürfte?“

„Und Alba denn, und Vargas und so viele Anderen!“ rief Hugo, während seine Augenbrauen sich in zorniger Aufwallung zusammenzogen.

„Ich weiß es nicht“, fuhr seine Mutter fort, „aber wer kann es läugnen, daß Talesius bei einer solchen Verfolgung nicht so fein würde, wie er ist, wenn Gottes Gnade ihn nicht unterstützte? Und würde Gott ihm so viel Kraft und Gnade schenken, wenn er einer schlechten Sache diene? Ich bin seit Gestern krank vor Angst und Du bist in großer Erregung und von Rachsucht erfüllt, während Talesius dagegen, dem die größten Gefahren und Nachstellungen drohen, ruhig und gelassen bleibt“.

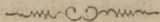
„Meinst Du, daß er seine Rechtschaffenheit, Ruhe und Gelassenheit aus dem Papiismus schöpfe?“ frug Hugo.

„Ich weiß es nicht“, wiederholte die alte Frau, „ich suche nur nach einer Ursache. Doch wir wollen davon schweigen, denn es scheint Dir nicht angenehm zu sein“.

Wie war die gute Frau so schwach! Aus falsch angebrachter Liebe zu ihrem Sohn, verschloß sie ihr Herz den Lichtstrahlen der Gnade, die Gott in Seiner unendlichen Erbarmung auf sie herabsandte. So hatte sie auch früher durch dieselbe Schwäche die höchste Liebe verläugnet, und vergessend, daß man Gott über Alles lieben muß, den Einflüsterungen ihres Gatten Gehör geschenkt.

Aber darum konnte sie doch der Stimme, die in ihrem Innern sprach, kein Stillschweigen auferlegen. Sie wurde während all dieser Stunden in dem gefoltert, was ihr das liebste und theuerste war; sie hatte sich mehr denn je verlassen gefühlt, wie ein Schiff, das ohne Kompaß auf der

wilden See hin- und hergeschleudert wird, und als sie sich nach dem Gespräche mit ihrem Sohn zur Ruhe begeben wollte, warf sie sich auf die Kniee nieder, um ihr Herz vor Gott auszustürzen; denn sie fühlte es, daß bei Ihm allein Trost und Hülfe zu finden ist in der Stunde der Gefahr; denn Er hat ja gesagt: „Kommet Alle zu mir, die ihr belastet und beladen seid und ich will euch erquicken!“ Und als sie das Gebet des Herrn beendet und ganz in die Gedanken und Empfindungen, welche sie diesen Abend bestürmt hatten, versunken darniederlag, kamen unwillkürlich die Worte von ihren Lippen: „Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden!“ . . . Plötzlich schien sie zur Besinnung zu gelangen; sie ließ laut schluchzend das Haupt auf den Stuhl niedersinken und rief: „Mutter, Mutter! o fluche mir nicht!“



IV.

Talesius eilte am folgenden Morgen in aller Frühe zu seinem Freunde Roosvelt, um diesem unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen, was Ries und sein Anhang im Schilde führten. Als der Greis erfuhr, daß man Willens sei, das Volk öffentlich aufzureizen, faßte er sofort den Entschluß, dabei gegenwärtig zu sein, und was Talesius auch einwenden mochte, er konnte ihn nicht mehr zurückhalten. „Wenn man schamlos genug ist, uns öffentlich zu verunglimpfen“, sagte er, „so lasset uns zeigen, daß wir Muth genug haben, uns öffentlich zu vertheidigen! Wer weiß, welch' guten Einfluß dies auf die Bevölkerung, die doch schon so eingeschüchtert ist, ausüben kann!“ Als Talesius sah, daß er seinen Freund nicht auf andere Gedanken bringen konnte, begab er sich von dort zum Beguinen-Kloster, worin seine Tochter sich befand, um die Oberin zu warnen, und noch zu einigen Geistlichen. Als er wieder nach Hause ging, um dort die ferneren Begebnisse abzuwarten, herrschte in den Straßen, die zum Marktplatz führten, schon ein reges Leben. Man sah ganze Schaaren Arbeiter, meist Ausländer, Arm in Arm lärmend und schreiend durch die Straßen ziehen, zum Schrecken der friedlichen Bürger, die zwar nicht wußten, was dies zu bedeuten habe, aber darin doch

ein sehr beunruhigendes Zeichen sahen. Denn die Arbeiter und Jene, die sich ihnen allmählig zugesellten, befanden sich in großer Erregung und waren zum Theil schon halb betrunken. Sie sangen die gewöhnlichen Bilderstürmerliedchen und begannen schon, die Vorbeigänger zu belästigen. Schon lange vor der festgesetzten Zeit fanden sich einige hundert Handlanger von Ries, Koltermann und anderen Führern der Rebellen auf dem großen Markt zusammen, wo durch die eifrigen Bemühungen Jasper Dreumel's die Flasche eifrig kreiste. Auch strömten von allen Seiten viele Bürger zu dem Platz, um zu sehen, was da wohl stattfinden möchte, so daß endlich sogar die Seitenstraßen mit Neugierigen angefüllt waren.

Es erhob sich ein Jubelgeschrei, das man in den entferntesten Vierteln hören konnte, als der Bastard Lancelot, der für den schönsten Mann seiner Zeit gehalten wurde, sich in voller Waffenrüstung dem Volke zeigte. Er war begleitet von einem gewissen Forus, Hauptmann der Wassergeusen, der wegen seines Hinkens den Beinamen „Houtebeen“ trug, während Ries mit seinen Genossen folgte. „Es lebe der tapfere Lancelot! es leben die Wassergeusen!“ so klang es von allen Seiten, und beide Männer wurden vom Volke fast getragen bis zu den Treppen des Rathhauses, wo einige Stühle hingestellt worden waren. Lancelot blickte wohlgefällig in die Runde und beantwortete die Zurufe, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, indem er mit seinem Federhute winkte. Wie er da inmitten des Volkes herschritt, über Alle um eine Kopflänge hervorragend, während seine vollen, blonden Locken über

seine Schultern niederwallten, war er wirklich eine sehr interessante Erscheinung. Nachdem auch Riez und die Uebrigen sich einen Weg gebahnt hatten, erstieg Lancelot einen Stuhl und gab durch ein Zeichen mit seinem Hut zu verstehen, daß er reden wolle. Es dauerte jedoch noch lange, ehe er Gehör finden konnte, denn der Jubel schien kein Ende nehmen zu wollen.

„Bürger von Haarlem!“ so begann er, „ich bin hier erschienen, um Euch im Namen meiner Befehlshaber zu danken für Alles, was Ihr für die Freiheit des Vaterlandes gethan habt. Haarlem, die zweite Stadt Hollands, hat sich einen Ehrenplatz zu erwerben gewußt, indem sie sich so muthig der Banden entledigt, worin sie schon Jahre lang gefesselt war. Von jetzt an wird die Sonne der Freiheit, die über dieser Stadt strahlt, nicht mehr durch Verletzung der Rechte, durch Unterdrückung der Freiheiten verdunkelt werden; von jetzt an wird hier Gleichheit für alle Bürger bestehen und werden die Früchte Eurer Arbeit nicht mehr durch fremde Tyrannen in Leppigkeit verpraßt werden, sondern Ihr werdet sie selber genießen zur Blüthe und zum Wohle Eurer Stadt und Eurer Familien“. Dieser kurze Lobspruch wurde mit einem ohrbetäubenden Geschrei des Dankes aufgenommen.

„Dies Alles ist Euer eigenes Werk“, verfolgte Lancelot nach einigen Augenblicken. „Ihr habt nicht gewartet, bis man zu Eurer Befreiung kam, wie dies bei Briel, Gorkum und anderen Städten der Fall gewesen; sondern Ihr habt selber das Joch der Sklaverei freiwillig abgeschüttelt, weil Euer Stolz jenen Zwang nicht länger duldet, weil Ihr

lieber zu sterben verlangt, als länger den Nacken unter fremder Tyrannei zu krümmen. Das Vaterland bringt Euch dafür seinen Dank dar!“

Erneute Zurufe stiegen aus der Menge auf.

„Es kann nicht ausbleiben“, begann Lancelot von Neuem, „daß Euer Beispiel von den Städten, die noch aus Furcht vor unseren Henkern zögern, nachgeahmt werden wird, und wenn einmal im ganzen Lande kein einziger Spanier mehr zu finden sein wird, wenn die Sonne der Freiheit ihre milden Strahlen überall ungehindert ergießt, dann wird der Name der Stadt Haarlem in jedem Munde sein und sie wird die Bewunderung ihrer Landesgenossen und der Fremden davontragen. Aber dafür müßet Ihr denn auch muthig das begonnene Werk fortsetzen und nicht halbwegs stehen bleiben; denn Eure, oder vielmehr unsere Feinde sind wohl verjagt, aber nicht vernichtet und sie rüsten sich, um Euch auf's Neue in Fesseln zu schlagen und auf die schrecklichste Weise zu strafen. Dies haben leider schon andere Städte erfahren müssen, die vor der Uebermacht zitternd, sich der Gnade ihrer Henker überlassen haben. Aber Spanien kennt keine Gnade, das beweist die Erfahrung; Spanien sieht nicht auf früher erzeigte Dienste und schändet seine Eidschwüre gegenüber Freund und Feind. Lasset Euch also nicht durch schöne Versprechungen verlocken, wenn es unseren Feinden gelingen möchte, ihre Kriegsmacht vor Eure Thore aufzustellen; denn, beim Himmel! es würde zu Eurem Verderben sein! Ueberall, wo man solchen Zusicherungen vertraut hat, haben die edelsten Bürger den schändlichsten

Tod erleiden müssen; ihre Güter wurden eingezogen und ihre Kinder an den Bettelstab gebracht, unter dem Vorwande, daß keines Ketzers Kind, selbst bis in den sechsten Grad, sein väterliches oder mütterliches Erbtheil erhalten dürfe. Man hat ja tausend Edelleute, die den grausamen Spaniern zu leichtgläubig in die Arme eilten, auf das Schaffot geschleppt oder verrätherischer Weise in die Falle gelockt; denkt nur an den unglücklichen Montigny, der sich arglos nach Spanien begab, um dem König seine Dienste anzubieten; er ist dort gefangen genommen und einem schändlichen Tode anheimgefallen! Und wie ist es dem ausgezeichneten Grafen von Egmond ergangen, dem größten Helden, den das Vaterland je gekannt? Er hat zwei Schlachten für den spanischen Tyrannen gewonnen und ohne ihn würde Philipp keine Krone mehr auf dem Kopfe haben. Ich habe mit jenem Tapfersten der Tapfern bei St. Quentin gestritten und kann es bezeugen, daß niemals ein Herz so muthig, wie das seine geschlagen. Ueberall und immer war er voran, stets führte er seine Truppen mit dem Rufe: „Für Gott und den König!“ dorthin, wo der Kampf am heißesten entbrannte und er focht wie ein Löwe, bis der Sieg errungen war. Und welchen Lohn hat er gefunden? Es ist Euch bekannt: der König, für den er sein Blut vergossen, dessen Krone er gerettet hatte, hat ihn wie einen Dieb und Mörder zum Blutgerüste schleppen lassen; man hat jenes stolze Haupt auf eine Stange gesetzt im Angesichte Tausender, und als wenn dies noch nicht genügte, hat der Barbar sich die Güter des Grafen zugeeignet und seine Gemahlin und

seine Kinder dem Elend preisgegeben*). So hat der spanische Tyrann, so hat sein Henker Alba an den edelsten Männern unseres Vaterlandes gehandelt und uns Alle würde ohne Zweifel dasselbe Loos treffen, wenn wir uns je durch täuschende Vorspiegelungen verlocken ließen. Möchtet Ihr Euch dieser Gefahr aussetzen?“

„Nie!“ ertönte es von allen Seiten und die Fäuste ballten sich, als wenn der verhasste Spanier wirklich schon vor den Thoren stände.

„An Muth fehlt es den Bürgern nicht, das haben sie gezeigt“, so fuhr Lancelot fort; „aber es ist mehr nöthig, denn um das große Werk des Aufstandes vollenden zu können, müßet Ihr Euch nicht bloß vor Euren Feinden, sondern auch vor Euren falschen Freunden hüten. Die Ersteren kann man mit den Waffen in der Hand bekämpfen, aber die Letzteren muß man entlarven und unschädlich machen. Und es ist leider nur zu wahr: die falschen Freunde sind in Eurer Mitte und arbeiten nicht weniger an Eurem Untergange, als Eure Feinde. Sie unterwerfen sich zum Schein dem bestehenden Regiment, aber nur, um desto leichter im Geheimen mit unseren Feinden sich verschwören zu können. Ich habe die Beweise in Händen, daß unter Euch ansehnliche Männer sind, die glauben, daß Eure Tage schon gezählt sind und die —

*) Wenn von diesem blutigen Drama in Schul- oder anderen Büchern die Rede ist, liest man nie dabei, daß Philipp II., auf Ersuchen des Papstes Gregorius XIII., dem Sohne Egmond's die confiscirten Güter seines Vaters zurückgegeben und der Wittve einen Jahresgehalt von 12,000 fl. ausgesetzt hat.

ich darf es nicht verschweigen — in Briefwechsel stehen mit dem spanischen Bluthund Vargas“.

Es stieg aus der Menge ein Schrei der Entrüstung auf, der buchstäblich in Gebrüll ausartete.

„Ich wiederhole es Euch, daß ich die Beweise dafür in Händen habe“, fuhr Pancelot fort, erfreut über die gute Wirkung seiner Worte; „sie triumphiren schon im Voraus über Euer Unglück und erwarten sehnlich den Augenblick, wo sie die Beute mit dem Spanier theilen können. Nichts wäre leichter, als diese Männer anzugeben und sie unserer Rache zu überliefern; doch wir überlassen das Blutvergießen den Spaniern und es sind auch nicht nur einzelne Männer, sondern es ist eine Partei, die wir unschädlich machen müssen. Diese Partei, dieses tausendköpfige Ungeheuer, ist der Papismus. Ich rede hier nicht von den wohlmeinenden, gutgesinnten und aufgeklärten Katholiken, die mit uns zur Fahne des Aufruhrs geschworen haben, sondern von den dummen, fanatischen Papisten, die sich von ihren Priestern aufwiegeln lassen. Jene Leute kennen kein anderes Vaterland als Spanien und Rom; sie kennen kein anderes Oberhaupt als den Papst; sie lassen sich von Rom Gesetze vorschreiben und sie verbünden sich mit den Spaniern, um unseren glorreichen Aufstand im Keime zu ersticken. Ich wiederhole Euch abermals, daß ich die Beweise dafür in Händen habe“.

Es entstand von Neuem eine ungestüme Bewegung unter der berauschten Menge und man hörte selbst hier und da den Ruf: „Fort mit Rom! Tod den Papisten!“

„Ich habe Euch gesagt, daß wir kein Blut vergießen

müssen“, fuhr Lancelot wieder fort. „Wir haben einen großartigen Ruf zu erfüllen und wir wollen das thun, ohne Gewalt zu verüben, wo es nicht nöthig ist, damit ganz Europa sehe, daß unsere Sache gerecht und heilig ist. Wir haben die Fahne des Aufruhrs erhoben, um jeder Tyrannei, des Geistes sowohl wie des Leibes, ein Ende zu machen; wir haben Freiheit und Aufklärung bringen wollen, wo Sklaverei und Unwissenheit herrschten, und unser Land hat das Joch Spaniens nicht abgeworfen, um unter dem römischen geknechtet zu bleiben! O nein! denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Fanatismus des einen wie des anderen Tyrannen zu denselben unmenschlichen Grausamkeiten führt. So wie wir uns also von Spanien losgesagt haben, so müssen wir auch den Einfluß Rom's zerstören. Wir müssen sorgen, daß die Priesterherrschaft ende, daß das Volk sich vom Gängelbände befreie, woran es der Aberglaube hält. So lange in Euren Kirchen die spanischen und römischen Söldlinge noch lehren, daß man einem insulirten Priester mehr Ehrerbietung und Gehorsam schuldet als den Männern, die uns die wahre Freiheit bringen wollen; so lange die Priester noch Gewissenszwang auf die einfältige Menge ausüben, so lange werden wir auch noch einen Feind zu bekämpfen haben, der noch gefährlicher ist als der Spanier, weil er sich verbirgt und im Finstern wirkt. Erst dann, wenn die Kirchen von dem papistischen Götzentram gesäubert sein werden; wenn darin die reine Lehre gepredigt wird, welche den Menschen befreit von der Sklaverei des Geistes und ihm die Augen öffnet für die wahre Aufklärung, —

erst dann wird die Macht unserer Feinde und unserer falschen Freunde gebrochen sein und dann erst wird es uns möglich werden, mit vereinten Kräften dem Spanier die Stirne zu bieten. Es steht also bei Euch, Bürger von Haarlem! Eure Freiheit zu sichern. Zerreißt die Ketten, woran Ihr noch stets gefesselt liegt; macht Euch los von den Priestern, säubert Eure Kirchen von allem Aberglauben und verjagt die faulen Mönche aus ihren Klöstern; denn dies sind die Werkstätten, worin die Waffen gegen Eure eigenen Freiheiten geschmiedet werden!“

„Das sind Lügen und Lasterungen!“ hörte man eine Stimme mitten aus dem Volke rufen, noch bevor der gewöhnliche Beifallsjubel laut wurde, und man sah einen alten Mann sich durch das Volk hindurch arbeiten, um zum Rathhause zu gelangen. Es war Roosvelt. Die Menge wich unwillkürlich zurück aus Achtung vor dem Mann, der so viele Jahre an der Spitze der städtischen Regierung gestanden hatte. Sein Angesicht war vor Zorn geröthet und mit jugendlicher Gewandtheit erstieg er die Treppe des Rathhauses, das so lange Zeuge gewesen war von seiner Arbeit und Sorge für das Wohl der Gemeinde.

„Da ist Vater Roosvelt!“ hörte man rufen. „Fort mit dem Papisten!“ klang es aus den vordersten Reihen. „Laßt ihn reden! Wir wollen ihn hören!“ riefen Andere, während eine große Zahl Neugieriger, die nicht zu den Aufgerufenen gehörte, sich ebenfalls einen Weg zum Rathhause bahnte. Es blieb noch einen Augenblick zweifelhaft, ob man Roosvelt wohl zu Worte kommen lassen würde; doch er ließ sich nicht abschrecken; er entblößte sein graues,

ehrwürdiges Haupt, und sprach mit einer Stimme, die Anfangs vor Anstrengung und Entrüstung zitterte, doch allmählig an Kraft und Wohlklang zunahm:

„Bürger von Haarlem! man täuscht Euch! es sind keine Verschwörer unter uns und Eure Freiheiten werden allein bedroht durch Jene, die in Streit mit dem Willen des Prinzen von Oranien und mit den Bedingungen, die bei der Uebergabe der Stadt gestellt wurden, das Volk aufwiegeln und die Freiheit der Religionsausübung, die man uns zugesichert hat, stören. Wie darf man es wagen, den König und seine Regenten des Meineides anzuklagen, wenn man öffentlich die uns beschwornen Freiheiten mit Füßen tritt. Hat nicht der Prinz von Oranien öffentlich in seinen Manifesten und Sendbriefen Freiheit des Gewissens, Freiheit der Religion zugesagt? Hat er nicht erklärt und geschworen, daß er die Waffen nur ergreife, um die Niederländischen Provinzen zu beschützen gegen den Herzog von Alba, doch ohne daß dabei Jemand um des Glaubens willen verfolgt werden dürfe und selbst mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Katholiken nirgends in der freien Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkt werden dürften? Wer wagt es, Oranien's Worte zu mißachten? Wer wagt es, den Spott zu treiben mit Bedingungen, die durch seine Bevollmächtigten in seinem Namen gestellt und geschworen wurden? Werden Jene, die uns Katholiken schändlich verleumdten, die Euch gegen uns aufstacheln, die Euch rathen, die Kirchen zu plündern, zu sagen wagen, daß der Prinz von Oranien ein Meineidiger geworden ist?“

Es entstand bei diesen Worten eine unruhige Bewegung unter der Menge und man hörte hie und da rufen: „Das ist wahr“. Doch jene Worte wurden durch das Geschrei und die Drohungen der Revolutionäre erstickt.

„Ist es wahr, daß die Befehlshaber des Prinzen von Dranien befohlen haben, hier einen Theil und zwar den größten Theil der Bevölkerung an der freien Ausübung ihres Gottesdienstes mit Gewalt zu verhindern, dann hat man uns betrogen, schändlich betrogen! Man ist damit begonnen, die Bürger zur Theilnahme an den Aufstand zu bewegen, um sie von dem Zehnten und anderen drückenden Abgaben zu befreien; man hat ihnen Schutz versprochen gegen die harten Maßregeln des Herzogs von Alba, mit der Zusage, daß alle ihre Freiheiten geachtet werden würden — und nun man durch ihre Mitwirkung jenen Aufstand zur Ausführung gebracht, jetzt sollte man ihnen die kostbarste Freiheit, die Gewissens- und Religionsfreiheit entreißen wollen? Das ist Verrath, schändlicher Verrath, eines jeden Niederländers unwürdig!“

„Er hat Recht! . . . Er lügt! . . . Fort mit dem Papisten! . . .“ so tönte es wild durcheinander.

„Ich berufe mich auf alle freien Bürger der Stadt Haarlem gegenüber der widerrechtlichen Handlungsweise, welche hier vor sich geht. Man scheint hier dasselbe Spiel wie in Gorkum spielen zu wollen. Dort war bei der Uebergabe der Stadt durch einen gewissen Marinus Brand allen Bürgern Freiheit zugesagt, und kaum war Jener dort Herr, als er Wort und Eid brach und eine Anzahl Bürger und Priester in Fesseln schlagen ließ. Werden die Bürger

von Haarlem sich die Schande aufbürden wollen, daß sie zu einer solchen ehrlosen Handlungsweise die Hand bieten?“

„Er lügt, der Papist lügt!“ schrie man ungestümer in den ersten Reihen und es flog ein Stein an die Stirn des muthigen Greises, so daß seine weißen Haare roth gefärbt wurden.

„Das sind die Beweismittel, womit man mich bekämpft, Bürger!“ rief Roosevelt, indem er mit dem Taschentuch das Blut von seiner Stirne wischte. „Will man mein Leben, ich bin bereit es zu opfern, wenn dies dazu dienen kann, Eure Rechte zu sichern und die Rechte der Katholiken, die man Verschwörer schilt, zu handhaben; aber so lange man mir die Zunge noch nicht aus dem Munde gerückt, werde ich fortfahren, mich Jenen zu widersetzen, die hier kommen, um Euch zu täuschen und Euch vor Tyrannei zu warnen, während sie selbst so große Tyrannen sind, daß sie kaum Jemandem das Wort zugestehen, um sich zu vertheidigen“.

Es entstand auf's Neue ein großer Tumult und nun wurden viele Steine auf Roosevelt geworfen, von denen ihn aber glücklicherweise keiner traf.

Roosevelt ließ sich jedoch dadurch nicht entmuthigen. „Ihr kennt mich, Bürger von Haarlem!“ so rief er, „ich habe beinahe ein halbes Jahrhundert unter Euch für das Wohlsein der Stadt gewirkt und ist Jemand hier, der sich erheben kann, mich eines Unrechts, einer Ungerechtigkeit oder eines Wortbruches anzuklagen? Wohlhan, wo sind die Männer der Freiheit, die jetzt unsere Stadt regieren? Bewegt denn nur Einer seine Hand, um einen

alten Mann zu schützen vor Jenen, die Euch weismachen, daß sie Euch die Freiheit und Aufklärung bringen? Wählt zwischen Jenen und mir! Ich habe Euch stets zu beschützen gewußt, ich habe Eure Rechte stets vertheidigt und gewahrt und nie mein Wort gebrochen. Und wer ist jetzt hier, um die Rechte und Bedingungen, bei der Uebergabe der Stadt am 3. Mai beschworen, zu“

Roosvelt konnte nicht ausreden, denn bei seinen letzten Worten waren schon einige der Rädelshörer vorgedrungen und Jasper Dreumel slog plötzlich die Treppen des Rathhauses hinan und gab dem alten Manne solch einen heftigen Schlag in das Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase drang.

Nun entstand ein fürchterliches Gewühl. Der Pöbel drang vor unter dem Schrei: „Schlagt den Papisten todt! Nieder mit dem Verräther!“ Doch es eilten von der Seite des Rathhauses viele Bürger herzu, die so Etwas vorausgesehen hatten; sie bahnten sich mit den Fäusten einen Weg bis zur Estrade und nahmen Roosvelt in ihre Mitte, um ihn zu schützen. Zwischen beiden Parteien entspann sich nun ein heftiger Kampf; Viele kamen unter die Füße und man hörte nur Flüche und Verwünschungen. Inzwischen gelang es den Bürgern, sich mit dem muthigen Greis, der sie selbst in dem Zustande, worin er sich befand, noch zur Ruhe ermahnte, allmählig vom Rathhause zu entfernen. Je mehr das tolle Volk herandrang, um das Opfer seiner Wuth zu erreichen, um so größer wurde der Kreis, der Roosvelt umschloß, bis man unter fortwährendem Ringen den ganzen Platz überschritten hatte.

Nun war die Zahl der Bürger so angewachsen, daß für Roosvelt keine Gefahr mehr bestand und man ihn in Sicherheit zu seinem Hause geleiten konnte. Der Kampf dauerte jedoch noch einige Zeit fort zwischen Denen, die handgemein geworden waren, doch nur Einzelne waren noch darin verwickelt, denn die Meisten hatten sich schon wieder zum Rathhause begeben, wo nun der Frieser Forus den Stuhl erklimmen hatte. Hatte Lancelot durch seine Worte das Volk schon zu erregen gewußt, Houtebeen übertraf ihn noch bei Weitem in lügenhafter Verdrehung der Thatsachen, und da er ungebildeter war und mehr in der Sprache des Volkes sich ausdrückte, so wurde ihm auch noch größerer Beifall zu Theil. Nachdem er eine Reihe von Schändlichkeiten über König Philipp aufgetischt, u. A. auch, daß er seinen eigenen Sohn, Don Carlos, habe hinrichten lassen, weil Jener ein mitleidiges Herz für die armen Niederländer gezeigt *), sagte der Frieser: „Wer sollte einen freien Bürger zwingen können, einem Tyrannen, der seine Bosheit in seinem eigenen Blute fühlt, und Jenen, die mit seinen Henkern sich verblüdet haben, Wort und Eid zu halten? So wie der Tyrann ist, so sind auch seine Handlanger, und nun wir schwarz auf weiß zeigen können, daß sie unter einer Decke liegen, nun wir die Beweise in Händen haben, daß die Papisten uns dem Bluthund und seinen Gehülften überliefern wollen, nun sind wir frei, und hätten wir tausend Eide geschworen. Es ist wahr, daß man bei der Uebergabe dieser Stadt Freiheit für Alle zugesagt hat, doch muß man Ber-

*) Dieser grünblich widerlegte Irrthum war bazumal allgemein verbreitet.

räthern auch sein Wort halten? Und Verräther sind die Papisten; sie heucheln Unterwerfung und verschwören sich gegen uns, und in den Kirchen, die eigentlich doch allein dienen müssen, um das Wort Gottes zu verkündigen, werden die Abergläubischen durch die Priester zum Verrath angespornt. Sollen wir uns zur Schlachtbank schleppen lassen, weil wir Verräthern unser Wort gegeben?"

„Nein!“ schrie der erregte Pöbel.

„Nein, nein!“ wiederholte Houtebeen. „Und darum wollen wir die Brutstätten der Verschwörer ausrotten; wir wollen den Heiligenkram niederwerfen und all' die papistischen Götzenbilder vernichten, dann kann das Volk in der reinen Lehre unterrichtet werden. Habt Ihr Lust dazu?"

Es folgte dieser Frage ein ohrbetäubendes Gejauchze.

„Wohlan, so folgt mir denn“, sagte Forus, „denn ich hab' schon öfters mit diesem Recept zur Apotheke geschickt! Aber ruhet nicht, bevor Alles aufgeräumt ist“. Abermals ungestümes Zurufen, von einer großen Bewegung unter der trunkenen Menge gefolgt. Zugleichzeit wurden eine Anzahl Knüttel, alte Säbel, Beile und Brechstangen aus dem Rathhause hervorgebracht und an das Volk vertheilt. Man hatte augenscheinlich darauf gerechnet, das Volk durch Branntwein und aufreizende Worte zu dem Unfug zu verführen, den man schon so lange vorbereitet hatte. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich unter den Bürgern, als sie sahen, wie einige Mitglieder der Regierung behülfslich waren, dem trunkenen Volke Waffen in die Hände zu geben. Was würde die Folge

davon sein? Wie konnten sie sich diesem lang vorbereiteten Anschlag widersetzen! Ohne nach einer Antwort auf diese Fragen umzusehen, kehrten die Meisten eilig zu ihren Wohnungen zurück, um, wenn dies nöthig sein möchte, ihre Hausgenossen, ihr Hab und Gut zu beschützen; denn die Folgen, welche diese Dinge haben konnten, waren nicht zu berechnen.

Noch immer wurde Branntwein unter den Pöbel verschenkt und die Ausgelassenheit machte sich mehr und mehr in wüthes Geschrei Luft, das die friedlichen Bewohner der zunächstgelegenen Häuser mit Angst und Schrecken erfüllte. Houtebeen, der hinkend herumrannte, legte einen großen Eifer an den Tag und feuerte das Volk durch Aussicht auf reiche Beute an. Und als er nun den Augenblick günstig erachtete, rief er: „Vorwärts, Männer! zuerst nach St. Bavo, das ist in der Nähe und dann wollen wir den Mönchen mal eben guten Morgen wünschen!“

Als Ries, der sich, wie wir gesehen, wenig in den Vordergrund gestellt hatte, zum Rathhause ging, sagte er zu Lancelot: „Es ist nicht nöthig gewesen, den Brief von Bargas vorzuzeigen“.

„Desto besser!“ entgegnete der Bastard, „vielleicht thut der später noch Dienste. Für den Augenblick ist nichts Weiteres nöthig, denn Niemand ist im Stande, den Strom einzuhalten“.

Wenige Augenblicke darauf dröhnten die Beile unter den wilden Rufen: „es leben die Geusen! nieder mit den Papisten!“ gegen die Hauptthüre der prächtigen Kirche, die erst vor dreißig Jahren unter so schönen Aussichten

vollendet worden war. Jeder Schlag wiederhallte schauerlich in den Herzen der Katholiken, denn nun sollte das Heiligthum des Herrn greulich verwüstet werden. Sie erzitterten bei dem Gedanken an die Entheiligung, welche an den Reliquien und an dem Tabernakel, der Wohnstätte des Allerhöchsten, verübt werden würde. Sie begriffen, daß die Stunde der Verfolgung geschlagen hatte und Viele warfen sich auf die Kniee nieder und riefen mit David: „Herr! strafe uns nicht in Deinem Grimme und züchtige uns nicht in Deinem Zorne“. Die Beilschläge fielen stets schneller und schneller auf die Kirchthüre, aber es flogen nur Splitter davon, denn die schwere Thüre war zu dick, zu stark und auch noch zu neu, um so rasch der Gewalt zu erliegen. „Es geht so nicht!“ rief Jasper Dreumel, der einer der Vordersten war, obwohl er die Arbeit den Andern überließ, „es müssen Leitern herangebracht werden, dann können wir durch die Fenster klettern; die kleinen Eisenstangen werden nicht so viel Widerstand leisten“.

„Einsteigen ist gut für Diebe!“ erwiderte Houtebeen. „Männer wie wir müssen feierlich unseren Einzug durch die Hauptthüre halten. Sind keine Bäume in der Nähe?“

„Ja! dort stehen welche!“

„Nun, so haut einen nieder, dann können wir die Thüre einrennen; die Zweige sind gut, um die Heiligen zu verzieren“.

„Hurrah! es lebe Forus!“ riefen die Bilderstürmer, in ein schallendes Gelächter über den rohen Scherz ihres Anführers ausbrechend.

Nachdem im Handumdrehen einer der Bäume umge-

hauen und von den Zweigen beraubt war, wurde er von den Männern im Triumphe zur Kirche geschleppt.

„Nun aufgepaßt, Leute!“ rief Fokus, „und mit aller Kraft darauf los Eins, Zwei, Drei!“

Es folgte ein dumpfer Schlag, der die Scheiben, welche noch ganz geblieben waren, erklimren machte.

„Brav so! das wird gut thun!“ sprach Fokus. „Nun nochmals!“

Beim zweiten Stoß sprang eine der eisernen Klammern ab, und ließ die Thüre ein klagendes Getrache vernehmen.

„Sehr gut!“ rief Houtebeen, „nun den Gnadenstoß . . . Eins, Zwei, Drei!“

Solch' einer Gewalt konnte die Thüre nicht widerstehen. Sie fiel mit einem dumpfen Knall halb zertrümmert in die Kirche nieder, während die Bilderstürmer durch den Stoß, zugleich mit dem Baume, fluchend zur Erde stürzten.

Die Menge, die auf dem Markte begierig zugeschaut hatte, brüllte ein donnerndes „Hurrah!“ und stürmte über die Trümmer der Thüre zur Kirche hinein. Es war deutlich zu sehen, daß es ihnen nicht allein darum zu thun war, die Kirche von dem „papistischen Aberglauben“ zu säubern; denn wie vom Instinkt getrieben eilten Alle spornstreichs zum silbernen Standbilde des heiligen Bavo und zum silbernen Schrank, worin die Reliquien dieses Heiligen bewahrt wurden. Doch die Bilderstürmer durften wohl nach Belieben Alles zerstören; an allen Orten jedoch, wo die Kirchen geplündert sind, hat es sich herausgestellt, daß die Anführer sich den größten Theil der Beute aneigneten und dabei ziemlich despotisch zu Werke gingen.

„Zurück!“ donnerte Houtebeen, der seinen Gefellen nur mit Mühe folgen konnte, „Niemand strecke die Hand nach den Kostbarkeiten aus! Zurück!“ wiederholte er, als man nicht rasch genug gehorchen zu wollen schien.

„Wer will uns hier Befehle ertheilen?“ frug einer der Bilderstürmer, der nicht gewillt schien, seine Beute so ohne Weiteres fahren zu lassen.

„Ich“, antwortete Fokus, der, wie man sehr gut hören konnte, zu befehlen gewohnt war; „die erste Beute gehört dem Prinzen von Dranien“.

„Der Prinz ist nicht der Mann danach, um darauf aus zu sein“, entgegnete der erste Sprecher ungläubig.

„Meint Ihr denn, daß Dranien seine Soldaten mit schönen Worten lohnen kann, Schafskopf?“ sprach Fokus.

„Umziehen kostet Bettstroh und ohne Geld kann man keinen Krieg führen. Darum, wenn's was zu schmausen gibt, dann muß der Prinz das beste Stück haben; Jeder für sich, aber der Prinz für uns Alle Es lebe der Prinz von Dranien!“

„Es lebe Dranien!“ schallte es durch das Gewölbe der Kirche.

„Die Lumpen, die in dem Schrank sind, könnt Ihr als Spielzeug für Eure Kinder mitnehmen“, fuhr Houtebeen fort; „aber der Schrank selbst und das Bild müssen auf's Rathhaus gebracht werden. Und nun vorwärts, Kameraden! es gibt noch Kronen und Scepter genug zu verdienen. Schaut nur mal um Euch und vergeßt nicht, all jene Herren von ihren Thronen zu stoßen, dann wollen wir gleich mal sehen, was in der Schatzkammer vorhanden ist!“ 9)

Der bestimmte Ton, worauf Forus dies sagte, duldete keinen Widerspruch, und die Bilderstürmer zerstreuten sich nun durch das weiträumige Gebäude, um ihr Zerstörungswerk zu beginnen. Mit einer Rohheit, deren man nur die wüsten Horden des Königs Attila fähig gehalten hätte, wurden die schönsten Kunstwerke vernichtet. Die Statuen der heiligen Mutter Gottes, der Apostel und anderer Heiligen wurden von ihren Postamenten gerückt und so verstümmelt, daß sie ganz unkenntlich wurden. Petrus hatte seinen Schlüssel, Paulus sein Schwert verloren und die Bilder der heiligen Maria wurden am meisten beschädigt. Was an Gold oder Silber da war, verschwand natürlich zuerst. Der Hochaltar wurde von einer ganzen Schaar bestürmt, wahrscheinlich weil man dort hauptsächlich Kostbarkeiten zu finden hoffte, doch man mußte sich mit einigen silbernen Zierrathen des Tabernakels, das auch bald durch ein paar Artschläge zertrümmert war, zufrieden stellen. Glücklicherweise fanden die Heiligsthänder es leer, sonst hätte man hier wahrscheinlich dieselben Schandthaten, wie anderswo begangen. Nach einander wurden die 35 Altäre, die das Gebäude zierten, jämmerlich zerhauen, und in ihrer Zerstörungswuth erkletterten die Wüßlinge sogar die drei Orgeln, um mit ihren Beilen die Bilder und Attribute zu entfernen. Die 28 Säulen, welche das Gewölbe stützen, trugen auch noch Bilder, und da man diese nicht mit der Hand erreichen konnte, so warf man sie mit langen Stangen von ihren Fußgestellen; mit einem Worte, Alles was der Kirche zum Zierrath verstreckte, alle Kunstschätze, alle Gedenkzeichen eines lebendigen Glaubens wurden in

wenigen Augenblicken von Bubenhänden zerstört. Ein wüßtes Lärmen und allerlei Gotteslästerungen begleiteten dieses Werk. Oben auf dem Hochaltar saßen einige jener Bahnwitzigen mit der Branntweinflasche in der Hand; sie sangen unsittliche und Spottlieder auf das heilige Altarssakrament und die Verehrung der Heiligen, von Ritter Marnix von St. Aldegonde gedichtet, und wenn ein Bild von seinem Postament zu Boden stürzte, brachen sie in ein unbändiges Jubelgeschrei aus.

Als das Zerstörungswerk in der Kirche vollbracht war, erbrachen die Bilderstürmer die Sakristei. Die heiligen Gefäße und andere Kostbarkeiten fanden sie nicht vor, denn es war nach der Warnung von Talesius noch grade Zeit genug übrig gewesen, um sie in Sicherheit zu bringen; doch die Kirchengewänder wurden theils ganz entfremdet, oder es wurden die goldenen Borten und Franzen davon geschnitten: die Zeichen „papistischen Aberglaubens“, die wenig Werth hatten, blieben unberührt.

Forus der Frieße und Jasper Dreumel hatten sich inzwischen mit einer ansehnlichen Bande zum Karmeliterkloster begeben, das im Ruße stand, sehr reich zu sein und deshalb schon im Jahre 1566 bei einem ähnlichen, doch weniger gefährlichen Volksauflauf dem Eifer der sog. Reformatoren ausgesetzt gewesen war. Es kostete dort lange nicht so viel Mühe, das Thor zu öffnen, denn die Ordensbrüder begriffen zu gut, daß Widerstand nur Anleitung zu großen Mißhandlungen geben könne. Diese Vorsorge nutzte ihnen aber wenig. Forus ließ den ganzen Convent vor sich kommen und bedrohte Alle mit dem

Tode, wenn man nicht augenblicklich alle vorhandenen Kostbarkeiten ihm und den Seinigen abliefern. „Euer Reich ist jetzt zu Ende“, sprach er höhniſch; „statt hier länger herum zu bummeln und vom Abfall und der Be- raubung der einfältigen Schluſter zu zehren, werdet Ihr fortan Eure Aermel aufſchürzen und das Brod im Schweiße Eures Angeſichts verdienen müſſen, wie da geſchrieben ſteht. Ihr hört, daß wir auch predigen können und Euch dafür nicht mehr brauchen. Gebt uns alſo das vorhandene Geld und die Schlüſſel und dann mögt Ihr gehen, wohin Ihr wollt!“ Der Prior bat, daß man ſein Kloſter ver- ſchonen möge; er warf ſich vor dem Frieſen auf die Kniee nieder, doch dieſer gab ihm einen Fußtritt und drohte ihm, daß er ihn an das Thor des Kloſters würde aufhängen laſſen, wenn er noch länger Schwierigkeiten machte. Doch Fokus hatte ſich verrechnet, als er dachte, daß der Prior aus Furcht vor dem Tode vor ihm in die Kniee geſunken war. Der würdige Mann richtete ſich hoch auf und antwortete: „Ich bitte nicht für mich, ſondern für das Heiligthum des Herrn, deſſen Wächter ich bin. Ich weiß ſehr gut, daß es Euch ein Leichtes ſein wird, mir das Leben zu nehmen, dazu gehört denn wahrlich auch kein beſonderer Muth; aber Eure Drohungen können mich nicht erſchrecken, denn ich verlange Nichts ſehnlicher, als zu ſterben, ehe meine Augen die Verwüſtung des Heiligthums ſehen müſſen. Ihr habt, wie ich ſehe, Ge- räthſchaften genug, um Euch den Zugang zu verſchaffen; erwartet jedoch nimmer, daß ich Euch dabei behülſlich ſein werde!“

Diese muthigen Worte wurden von den Bilderstürmern mit Drohungen beantwortet; doch Forus winkte ihnen, daß sie ruhig bleiben sollten. „Ich weiß durch Erfahrung“, sagte er, „daß Ihr Pfaffen den Teufel im Leibe habt und zum Tode geht, als wenn's eine Hochzeit wär'; ich würde Euch also keinen schlechten Dienst erzeigen, wenn ich Euch mit einigen Ellen Tau Bekanntschaft machen ließe. Ihr habt Recht, wir haben unsere eigenen Schlüssel bei uns und werden Euch mal zeigen, wie gut wir den Weg zu finden wissen“. Und sich zu seinen Spießgesellen wendend, fuhr er fort: „Vorwärts, Kameraden! und jede Thüre, der Ihr begegnet, entzwegehauen, dann wird zugleich etwas frische Luft in dieses alte Nest kommen!“

Und sein verstümmeltes Bein nachschleppend, ging er voraus, um das Zerstörungswerk auf's Neue zu beginnen.

Die Klosterbrüder knieten mit wehmutherfülltem Herzen gemeinschaftlich nieder, um den Gott der Barmherzigkeit anzusprechen, daß Er Sein Heiligthum nicht in die schändenden Hände der Wüstlinge fallen lassen möge. Sie wollten so gerne ihr Leben lassen, wenn nur der heilige Ort verschont bliebe, den sie immer nur mit der größten Ehrerbietung betreten hatten.

Doch die Vorsehung hatte es in ihren unergründlichen Rathschlüssen anders bestimmt. Nur ein einziges Zeichen von Gottes Allmacht — und die Gottlosen wären vernichtet gewesen, bevor ihr Fuß die geweihte Stelle betrat!

Doch Gott ließ den Greuel zu, das Heiligthum ward wirklich zerstört. Die Arche des neuen Bundes, worin der lebendige Gott unter der niedern Gestalt des Brodes ver-

borgen war, fiel unter den Arthieben der Spitzbuben und mit ihren unsauberen Händen streuten sie die heiligen Hostien über die Erde aus.

Wir wollen den Schleier fallen lassen über die Schändlichkeiten, die dabei verübt wurden, denn dergleichen Szenen sind gar zu peinlich für das Gefühl eines Christen.

Im Kloster wurde Alles zerstört, was nur den Namen Bild oder Gemälde tragen mochte. Sogar die Porträts der holländischen Grafen und Gräfinnen, die sich verdienstlich um das Kloster gemacht hatten, wären nicht verschont geblieben, wenn es nicht durch Einzelne verhindert worden wäre. Als man die Kostbarkeiten geraubt und alles Uebrige verwüstet hatte, begab sich Jasper Dreumel mit einem Haufen zu den Kellern des Klosters, um im Saufen Erholung zu suchen; am nächsten Morgen fand man drei dieser Unmenschen in einer Weinlache ertrunken.

Und das nannte Lancelot: die Kirchen für die Aufklärung der reinen Lehre säubern!

Fokus hatte inzwischen mit dem größten Haufen das Kloster verlassen, um sich den andern Bilderstürmern anzuschließen, die das Zerstörungswerk fortsetzten. Nacheinander wurden die verschiedenen Kirchen geplündert und entheiligt. Einige hatten sich still mit der Beute entfernt, doch die Meisten liefen mehr und mehr vom reichlichen Genuß des Branntweins aufgeregt, rasend und lärmend durch die Straßen und beschloffen endlich zum Schluß, unter Fokus' Anführung, auch dem Kloster der verschleierten Beguinen einen Besuch zu bringen; doch hier fanden sie unerwartet einen energischen Widerstand.

Als der erste Schrecken einigermaßen vorüber war, hatten viele Bürger, wüthend über das Unrecht, das ihnen widerfahren, und über die Heiligshändung, die verübt wurde, sich ebenfalls mit Waffen und anderen Bertheidigungswerkzeugen versehen, mit dem festen Entschluß, Gewalt durch Gewalt zu brechen. In Folge dessen hatten hie und da schon einzelne Scharmützel stattgefunden, die nicht ohne Blutvergießen abgelaufen waren. Zur Bertheidigung der Kirchen kamen sie jedoch zu spät oder fanden zu große Uebermacht. Es war ihnen jedoch noch gelungen, einer kleinen Bande den Zugang zum Dominikaner-Kloster zu versperren, das dadurch denn auch für diesmal verschont blieb! Da es jedoch sehr wahrscheinlich war, daß die Bilderstürmer auch dem Beguinen-Kloster einen Besuch abstatten würden, weil es, wie die Erfahrung lehrte, so ganz ihre Art war, wehrlose Frauen zu mißhandeln, so hatten die Bürger sich schon frühzeitig dort aufgestellt, um die gottgeweihten Jungfrauen vor der Ausgelassenheit jener Unholde, denen in ihrer thierischen Rohheit Nichts zu heilig war, zu beschützen. Die Bilderstürmer fanden dort also den ersten ernstlichen Widerstand.

Houtebeen, der, wie immer, voranging, sagte zu seinen Mitschuldigen: „Es scheint, daß die Papisten größeren Preis darauf stellen, ihre Nonnen als ihre Heiligen zu beschirmen, doch wir wollen ihnen einmal unsere Zähne zeigen“. Darauf rief er den Bürgern zu: „Was wollt Ihr hier?“

„Das müssen wir Euch fragen“, war die Antwort.

„Wir wollen in's Kloster und rathen Euch, uns nicht daran zu hindern, wenn Euch Euer Leben lieb ist“.

„Ihr werdet nicht hineinkommen, ihr Elenden!“

„Dann nur reine Bahn gemacht, Jungen!“ rief der Frieße und die tolle Bande stürmte mit dem Schrei: „es leben die Geusen! es lebe die Freiheit!“ auf die Bürger ein.

„Es lebe die Religion!“ riefen die Bürger, und sie schlugen den Anfall so kräftig zurück, daß einzelne Bilderstürmer mit blutigen Köpfen zur Erde taumelten.

Foxus schäumte vor Wuth und ließ ein paar Mal den Anfall wiederholen, doch ebenso fruchtlos. Da entstand ein Kampf, wobei es sehr blutig zuing, weil Mann gegen Mann focht. Es schien den Bilderstürmern schlecht ergehen zu sollen, denn jeden Augenblick strömten neue Bürger aus den Seitenstraßen heran und obschon diese fast alle unbewaffnet waren, so wurde ihre Uebermacht doch sehr groß dadurch. Doch plötzlich eilte auch eine neue Bande Bilderstürmer heran. Sobald Foxus dies sah, schloß er sich ihnen an. „Schlagt die Seitenpforten in Splitter!“ rief er seinen Genossen zu. „Die Papisten haben am Haupteingang die Hände zu voll, um uns daran hindern zu können“.

Nun begann sich die Sache zu wenden, denn es war so, wie Foxus gesagt hatte: die Bürger konnten sich ohne Gefahr am Haupteingange nicht schwächen. Einige Augenblicke darauf spalteten die Beile der Bilderstürmer ein paar der kleinen Thüren, die in die Seitenstraßen führten. Es war indeß hohe Zeit für sie, daß eine jener Thüren nachgab, denn die Bürger, die von allen Seiten zuschossen, konnten ihre Entrüstung nicht länger niederhalten und drangen unbewaffnet, wie sie waren, auf die Räuber ein.

„Macht, daß wir hineinkommen!“ rief Forus, „sonst gerathen wir in die Klemme . . . Kriecht durch die Oeffnung . . . vorwärts!“ Einer seiner Leute steckte den Kopf durch die Oeffnung, aber fiel unmittelbar darauf mit einem wüsten Schrei zur Erde. Ein Zweiter und ein Dritter wagten es nach ihm, aber sie traf dasselbe Loos. Es zeigte sich, daß die Eingänge auch von innen vertheidigt wurden. Die Bilderstürmer hatten nun keine Zeit mehr, die Thüre ganz zu zertrümmern, denn sie wurden im Rücken von den Bürgern bedroht, und so blieb ihnen Nichts übrig, als ihren Plan aufzugeben und sich mit ihren Knütteln und Beilen einen Weg durch die unbewaffneten Bürger zu bahnen, was ihnen natürlich nicht schwer wurde. Ihre Kameraden waren inzwischen am Haupteingange nicht glücklicher gewesen. Sie hatten den Kampf allein fortgesetzt, um den Uebrigen die Gelegenheit zu geben, sich einen Weg durch die Seiteneingänge zu brechen. Als dies jedoch mißlang, begannen sie sich langsamerhand zurückzuziehen, bis sie endlich in Uebereilung die Flucht nahmen, ihre sterbenden und verwundeten Kameraden zurücklassend. Die Bürger verfolgten sie noch bis in die nächsten Straßen, doch kehrten dann wieder zum Kloster zurück. Sie waren nicht gewiß, ob nicht noch eine andere Bande unerwartet heranzöge und ihr Hauptziel war, das Kloster zu beschirmen.

Die frommen Dienerinnen des Herrn lagen inzwischen fast rathlos in der Kapelle darnieder und beteten mit zum Himmel erhobenen Händen. Der wüste Lärm vor dem Kloster erfüllte ihr Herz mit Angst und Schrecken. Was

würden sie als schwache Frauen nicht Alles zu erwarten haben, wenn es den Wüßlingen gelänge, in's Kloster einzudringen? Das Kloster der verschleierten Beguinen war denn auch gewiß wohl der einzige Aufenthaltsort von Katholiken innerhalb Haarlem, wo am unseligen 21. August des Jahres 1572 ein Danklied zum Himmel emporstieg.

Die Sonne neigte sich inzwischen schon zum Untergange; so lange hatte das Zerstörungswerk gedauert. Es wurde nun nicht mehr geplündert; aber fast in allen Vierteln der Stadt hörte man noch ein wüßtes Lärmen, verursacht von kleinen Banden betrunkenener Bilderstürmer. Einige trugen zum Spott die gestohlenen und halb zerrissenen Meßgewänder oder tranken frevelnd aus den Kelchen, während sie im Vorbeigehen bei den vornehmsten katholischen Bürgern die Fenster und Laden zerstörten.

Eine dieser Banden, wobei sich auch Jasper Dreumel befand, der sich, in Folge seiner Schwelgerei in dem Weinkeller der Karmeliter, kaum auf den Beinen halten konnte, schlug den Weg zur Damstraße ein. Als sie vor die Wohnung der Wittwe van Dorde gekommen war, rief Einer der Bilderstürmer: „Halt, Kameraden! erst ein Hurrah für van Dorde, der uns einen so großen Dienst erzeigt hat und dann zum Verräther Talesius! Wir wollen ihn die Besper mal singen lassen, denn wir haben dazu alles Nöthige bei uns“.

„Hurrah! es lebe van Dorde! fort mit den Papisten!“ schallte es in der öden Straße.

„Sieh mal Dirk!“ sagte ein Anderer, da steht van Dorde schon bei dem Verräther auf der Vortreppe; er erwartet uns“.

Hugo stand wirklich dort. Er sah blaß aus, doch seine Augen funkelten und seine Rechte hielt krampfhaft einen dicken Stock umschlossen, der unten breit wie eine Keule auslief. Er hatte sein Wort gehalten und schien Willens, den Mann, dem er so viel Unheil bereitet, mit seinem Leben zu vertheidigen.

„Ja wahrhaftig! van Dorde steht schon da“, antwortete der, welcher zuerst gesprochen. „Kommt, Kameraden! wir wollen ihm treu beistehen“. Und nun eilten Alle zu Talesius' Wohnung; nur Jasper kam langsam nachgewankt.

„Will man Euch nicht einlassen, van Dorde?“ frug der Mann, den wir Dirk nennen hörten. „Es thut Nichts, wir haben Schlüssel genug bei uns“.

„Ihr müßt hier keine Gewalt anwenden“, entgegnete Hugo, mit Mühe seine Wuth beherrschend.

„Und warum gerade hier nicht? Kommt, kommt, dies papistische Brutnest muß auch gesäubert werden!“

„Es ist ein Todtkranke hier“, erwiderte Hugo mit gepreßter Stimme.

„Um so besser“, war die spöttische Antwort, „dann können wir seine Beichte hören, wir haben grad ein paar Pastöre bei uns“.

„Ich sage Euch, daß Ihr hier nicht eintreten werdet“, rief Hugo, seine Stimme erhebend.

„Der hat sich auch schon umlaufen lassen“, sagte einer der Bilderstürmer, „kommt, wir müssen mal sehen, was dahinter steckt!“

„Zurück!“ rief Hugo, indem er drohend seinen Stock

schwung, „oder beim Himmel! ich schlage euch die Hirnschale ein!“

Alle sahen ihn erstaunt an.

„Aber was Teufel, van Dorde! seid Ihr verrückt?“ sagte der, welcher zuerst vorgeschlagen hatte, den Jüngling leben zu lassen: „Gestern habt Ihr den Verräther entlarvt und nun beschützt Ihr ihn?“

„Ich sage Euch ja, daß hier ein Kranker, ein Sterbensfranker im Hause ist“, antwortete Hugo; „laßt wenigstens die Sterbenden in Ruh!“

„Hat Talesius das Angstfieber bekommen?“ frug Dirk. „Dann kennt Ihr ihn schlecht“, sprach Hugo. „Aber wißt Ihr denn nicht, daß die Mutter jenes Elenden hier wohnt, der dort wie ein Schwein besoffen in Eure Mitte steht?“

„Bon Dreumel? . . . Dreumel's Mutter sollte hier bei dem Papisten im Hause wohnen?“

„Sie wird hier seit langer Zeit ernährt und versorgt und laßt sie nun auch hier in Frieden sterben!“ sagte der junge Mann.

„Ist es wahr, Dreumel! wohnt Eure Mutter hier?“ frug Einer aus dem Haufen.

„Ja, ja — meine Mutter!“ antwortete Jasper, der nicht wußte, wo er sich befand, oder was vorfiel; „wahrhaftig hab' ich eine Mutter . . . sicher . . . es lebe die Freiheit!“

„Schüttelt ihn mal wach, er ist im Sturm!“ sagte ein Anderer. Jasper wurde ziemlich unsanft hin und her geschüttelt, doch man konnte ihn nicht zur Besinnung bringen.

„Er hat für acht Tage genug“, sprach sein Kamerad, ihn loslassend; aber das muß er selbst wissen. Laßt uns nur herein, van Dorde! Wenn die alte Frau doch sterben wird, so kann es ja Nichts schaden“.

„Ich sage Euch nochmals“, rief Hugo, stolz den Kopf erhebend, „daß ich dem ersten, der mir naht, das Gehirn einschlage“.

Es entstand ein lautes Murren unter den Bilderstürmern, die diese Drohung sehr übel aufzunehmen schienen.

„Keine Gewalt, keine Gewalt!“ sagte Dirk, „van Dorde hat uns einen viel zu großen Dienst erzeigt, als daß man ihm nicht eine Thorheit verzeihen sollte. Aber trunken oder toll muß er gewiß sein, denn ich wüßte nicht, was er hier sonst vorhaben könnte. Wir haben heute auch genug gehan, Männer! laßt uns lieber zum „Wappen von Medemblik“ gehen, um uns einen lustigen Abend zu machen!“

In dem halbberauschten Zustande, worin die Bilderstürmer verkehrten, waren diese wenigen Worte glücklicherweise genügend, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, besonders wegen der Aussicht auf das „Wappen von Medemblik“. Sie hatten ja auch schon den ganzen Tag ihrem Herzen in allerlei Ausgelassenheit die Bügel schießen lassen.

Die Bilderstürmer setzten singend und lärmend ihren Weg fort. Jasper that noch halb bewußtlos einen Schritt, um den Andern zu folgen, doch seine Beine versagten ihm länger den Dienst: er strauchelte und fiel mit einem dumpfen Schlag zur Erde nieder.

Da lag er, der widerliche Trunkenbold, der entartete

Sohn, in einem Zustande, der ihn weit unter das vernunftlose Thier erniedrigte, vor dem Hause, worin seine Mutter, die er mißhandelt und verstoßen hatte, in den Armen der christlichen Liebe in den letzten Zügen lag.

Hugo warf einen verächtlichen Blick auf ihn und ging nach Hause. „Die Schurken!“ sagte er, „ich hätte sie so gerne für ihr fluchwürdiges Treiben gezüchtigt; aber es ist doch besser, daß ich mich bezwungen habe“.

Es war nun bald ganz dunkel geworden und überall herrschte eine Todesstille, wo man kurz zuvor die schrecklichste Heiligthümerschändung verübt, wo man Gott verspottet und Sein Heiligthum zerstört hatte. Es herrschte überall Bestürzung in den Häusern der Katholiken, deren Seele tief erschüttert war von den Greueln, die rings begangen waren; mit ängstlichem Herzen sahen sie der Zukunft entgegen. Wie sollten sie fortan des Trostes der heiligen Religion theilhaft werden, wie die heiligen Geheimnisse feiern, da die Kirchen verwüstet und entweiht waren? Die bangen Tage der Verfolgung waren angebrochen; Gott schien Seine schützende Hand von der Stadt abgezogen und dem Fürsten der Finsterniß die Freiheit gegeben zu haben, seinen Thron dort aufzurichten.

Im Kloster der Karmeliter konnten die frommen Brüder sich an jenem Abend nicht zum gemeinschaftlichen Gebete in der Kapelle vereinigen, denn sie war entehrt und geschändet worden. Im ganzen Gebäude war keine Stelle übrig geblieben, die nicht von der Vernichtungswuth des verführten Hauses zeugte. So wie Jeremias einst bei den Trümmern Jerusalems klagte, so trauerten, so

jammerten sie über die Stadt, die früher in so hehrer Pracht erstrahlte. „Mit wem soll ich dich vergleichen, du Tochter Sion's?“ so riefen sie, „denn groß ist wie das Meer dein Elend; wer kann dich heilen?“

„Alle, die des Weges ziehen, schlagen deinetwegen in die Hände; sie zischen und schütteln ihr Haupt über die Tochter Jerusalems: Ist das die Stadt, sprechen sie, der Schönheit Ausbund, die Freude der ganzen Erde?“

„Ueber dich sperren ihren Mund auf alle deine Feinde; sie zischen und knirschen mit den Zähnen und sprechen: Laßt uns sie verschlingen!“

„Warum, o Herr! vergißt Du unser? Befehre uns, o Herr! zu Dir, so werden wir uns bekehren; erneue unsere Tage wie vor Alters.“

„Aber Du hast uns verworfen und verstoßen, zürnest über uns gar sehr!“

So endete der unselige Tag, der für die Stadt einen Zeit-Abschnitt von Elend und Unheil eröffnete. Gottes strafende Hand sollte schwer über sie kommen!

Die Familie des Alt-Bürgermeisters in der Dammstraße hatte mehr als sonst eine in Furcht verkehrt, denn außer der Gefahr, wovon sie selbst bedroht war, herrschte große Besorgniß wegen Ursula im Beguinenkloster und wegen Noosvelt, der in dem bekannten traurigen Zustande nach Hause gebracht worden war. Dabei blieb es indeß noch nicht. Als am Morgen nach dem auf dem großen Markte Borgesfallenen Schrecken und Entsetzen sich durch die Stadt verbreitete, drang das Mordgeschrei, das nun und

Hann vor Talesius' Hause ertönte, und der wüfte Lärm auch bis in das Zimmer, wo die alte Frau Dreumel in Ruhe ihre Tage verlebte. Sie frug wiederholt nach der Ursache, legte eine große Unruhe an den Tag und schien, ohne daß man ihr die ganze Wahrheit sagte, eine Ahnung zu haben von dem, was vorkam und noch vorkommen würde. Eine große Beklemmung überkam sie und sie jammerte über ihren Sohn, der, sowie sie mit Recht annahm, ohne Zweifel zu denjenigen gehörte, welche die Stadt in Alarm brachten. Ihre Beklemmung nahm immer mehr zu, bis sie endlich am Nachmittag von einem Schlaganfall getroffen wurde. Sofort wurde ein Arzt herbeigerufen, sowie ein Priester, obschon dieser nicht ohne Lebensgefahr dorthin kommen konnte, doch sie war und blieb besinnungslos und es war vorherzusehen, daß der Tod bald darauf folgen würde. Die Sorge, die im Hause herrschte, wurde dadurch vermehrt. Welche Mühe man auch anwendete, ihre Lebensgeister zu wecken, Alles blieb fruchtlos; das einzige Wort, das man sie dann und wann flüsternd hörte, war: Jasper. So blieb sie liegen, bis es schon Abend geworden war. Plötzlich öffnete sie dann einen Augenblick die Augen, ihre Brust bewegte sich unruhig und brachte nur halbverständlich die Worte hervor: „Es ist mein Sohn, verschone ihn, o Gott!“ Dann seufzte sie noch einmal tief auf und ihr Leiden war beendet.

Die liebende Mutter war mit einem Gebet für ihren verirrten Sohn auf den Lippen gestorben; mit ihrer Seele stieg auch die Bitte bis vor Gottes Thron empor. Eben endlos wie die Liebe, wie das Leben in Gott ist, so endlos

ist auch Gottes Güte, und solch' eine Bitte von den sterbenden Lippen einer liebenden Mutter wird ungezweifelt einen großen Gnadenschatz erwirken bei Jenem, der den Tod des Sünders nicht will.

Eine Stunde später finden wir Talesius mit seiner Frau und seiner Tochter in dem Zimmer, worin wir den Leser zuerst eingeführt haben. Der Alt-Bürgermeister sieht wohl ernst, aber doch ruhig und gelassen aus, doch seine Frau hat unter dem schrecklichen Ereigniß Viel gelitten. Sie ist sehr blaß und ihr Kopf ist mit einem essiggetränktem Tuch unwunden. Welch' eine Angst hatte die Frau auch ausgestanden, nicht nur ihrer selbst und ihrer Hausgenossen halber, sondern hauptsächlich wegen ihrer Tochter Ursula im Beguinenkloster! Man hatte im Laufe des Tages zu wiederholten Malen Jemanden zu Noosvelt gesandt, der nach den letzten Berichten wohl noch in großer Erregung sich befand und seine Entrüstung kaum beherrschen konnte, doch für dessen Zustand übrigens, nach der Erklärung seines Arztes, kein Grund zur Besorgniß war. Als die Unruhe in der Stadt allmählig abnahm, begann man bei Talesius langsamerhand ruhiger zu werden und nachdem die geschilderte Begegnung zwischen den Bilderstürmern und Hugo van Dorde auch ohne schlimme Folgen abgelaufen war, hatte man Nichts mehr vernommen, was einige Furcht einflößen könnte, so daß besonders die beiden Frauen wieder freier aufathmeten.

Plötzlich wurde jedoch so ungestüm an die Thüre geklopft, daß selbst Talesius unwillkürlich aufsprang und die beiden Frauen einander rathlos ansahen.

„Es sind gewiß vorüberziehende Haufen“, sagte Talefius, als der erste Eindruck vorüber war.

Gleich darauf wiederholte sich das Pochen noch dringender.

„Laß die Thüre nicht öffnen, Vater!“ sagte Martha ängstlich, „wer weiß, was man gegen uns im Schilde führt und wir sind zu dieser späten Stunde ganz ohne Schutz“.

„Es könnte wohl eine Botschaft von Roosevelt sein“, sagte Talefius.

„Das wäre nicht unmöglich“, erwiderte seine Frau, indem sie die Hand an ihr klopfendes Herz legte; „aber es können ebenso gut Böswillige sein und warum sollten wir uns unnöthigerweise einer Gefahr bloßstellen?“

Zum dritten Male fiel der eiserne Klopfer gegen die Thüre und noch heftiger als zuvor.

„Ich muß sehen, was es ist“, sagte Talefius, „man kann nicht wissen, was man von uns verlangt“.

„Ich will mit Dir gehen, Vater!“ sagte Maria, gleichfalls aufstehend; „wir wollen uns erst vergewissern, ehe wir öffnen“.

„Gott möge uns gnädig sein!“ sagte Martha, die Hände faltend.

Nach einer kurzen Weile traten Vater und Tochter wieder ein, begleitet von der Wittve van Dorde, die sehr verstört ausah.

„Mein Kind, mein Hugo!“ rief sie, fast wahnsinnig vor Schmerz; „sie haben meinen Sohn fortgeführt . . . mein Kind, mein Alles haben sie mir entrissen!“

„Was sagt Ihr Hugo? Was ist mit ihm geschehen?“ frugen alle Drei wie aus einem Munde.

„Sie haben ihn aus meinem Hause geschleppt“, schrie die alte Frau; „gefesselt wie einen Dieb haben die Glenden ihn fortgeschleppt!“

„Bleibt ruhig“, bat Talesius, der Wittwe einen Stuhl anbietend, „und erzählt uns, was mit Eurem Sohne vorgefallen ist!“

„Ruhig?“ wiederholte die Wittwe. „Wie könnte ich ruhig sein, da ich nun Alles verloren habe und von Gott und den Menschen verlassen bin?“

„So dürft Ihr nicht sprechen“, sagte Talesius, „Gott verläßt die Seinen nie, wenn sie auf Ihn vertrauen, und Er ist ja der Helfer und Beschützer der Wittwen und der Waisen“.

„O! sagt das nochmals, sagt das nochmals!“ rief die alte Frau in fieberhafter Erregung, „denn ich kann nicht beten, ich kann nicht hoffen, ich bin von Gott verlassen!“

„Und zu wem wollt Ihr denn Eure Zuflucht nehmen?“ frug Talesius.

„Das weiß ich nicht;“ rief die Wittwe, die Hände krampfhaft zusammenfaltend, „ich weiß keine Rettung, ich darf nirgends, nirgends Hülfe erwarten. Es ist wahr, daß mein Sohn Unglück über dies Haus gebracht hat; aber er war verführt und betrogen und er büßt nun schwer dafür. Ich wußte nicht, wohin ich mich in meiner Verlassenheit wenden sollte, und darum habe ich zu Euch meine Zuflucht genommen, obschon Ihr mich vielleicht wegen meines Sohnes verstoßen werdet“.

„Ich habe Euerem Sohne schon lange verziehen, was er gegen mich gefehlt hat“, erwiderte Talesius, „und will Euch gerne meine Hülfe leihen, für so weit es mir möglich ist; aber lasset Euer Gemüth erst etwas zur Ruhe kommen, dann können wir uns zusammen über die Mittel berathen“.

„Wie könnte ich zur Ruhe kommen in meinem unglücklichen Zustande!“ rief die Frau von Neuem. „Gibt es eine Mutter, hat es je eine Mutter gegeben, die so gefoltert wurde wie ich?“

„Und Maria, die Mutter des Herrn denn?“ sprach Talesius ernst, obwohl mit inniger Theilnahme. „Gibt es einen Schmerz, der mit dem ihrigen verglichen werden kann, als sie unter dem Kreuze stand, woran man ihren Sohn festgenagelt hatte?“

„Maria, o ja Maria!“ sprach die alte Frau mit einem Seufzer, so schmerzlich, so bange, daß er Alle bis in's Herz traf, — und sie starrte einen Augenblick wie in Sinnesabwesenheit vor sich hin.

„Für uns Christen ist der Leidensweg der Pfad der Reinigung und des Heiles“, fuhr Talesius theilnehmend fort, „weil wir dadurch an Christi Leiden Theil nehmen können. Wenn wir betend zu Ihm aufblicken und Ihm unsere Schmerzen und Leiden aufopfern, dann schenkt Er uns immer Seine süßen Tröstungen“.

Die alte Frau sah ihn lange schweigend an. „Ich habe das gestern auch zu thun versucht“, sagte sie, „ich habe mein Herz vor Gott ausstürzen, bei Ihm Trost suchen wollen, da ich hülflos war; aber, o Talesius! ich kann nicht beten . . . ich bin tief unglücklich!“

Und nun quoll ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervor und sie sank, mit den Händen ihr Angesicht bedeckend, auf einen Stuhl nieder.

Talesius sprach kein Wort, denn er wußte, daß solche Thränen ein Balsam sind für das verwundete Herz. Er fühlte es, daß die Gnade Gottes bei jener verirrtten Frau wirksam war, und er sandte ein kurzes Gebet empor, daß der Herr sie nicht verlassen möchte.

Nach einer geraumen Weile, während welcher eine Todesstille in dem Zimmer war, kehrte wirklich bei der Wittwe die Ruhe zurück, welche sie sonst so selten verließ. „Verzeiht mir, Herr Talesius!“ sagte sie, „daß ich Euch stören kam; aber Ihr wißt nicht, was ich leide! Es ist wahr, ich hätte nicht hier kommen sollen, denn ich habe am Allerwenigsten ein Anrecht auf Eure Theilnahme; aber ich war rathlos, ich wußte nicht mehr, was ich that“.

„Ihr habt sehr wohl daran gethan“, antwortete der Bürgermeister, „denn wir wollen Euch gerne alle Hülfe leisten, die in unserer Macht ist. Doch was ist mit Eurem Sohne vorgefallen?“

Nun erzählte die alte Frau, daß Hugo seit dem vorigen Abend keinen Augenblick Ruhe gehabt hätte. Er wäre vor Wuth außer sich gewesen, als nach der Versammlung auf dem Markte die Bilderstürmerei einen Anfang genommen; denn er empfand es, daß man ihn mißbraucht hatte, um jenes Feuer anzufachen. Er begab sich zu Kiez, sobald dieser nach Hause gekommen war, warf ihm in Gegenwart Anderer seine schändliche Hand=

lungsweise vor und nannte ihn einen ehrlosen Schurken. Danach war er in viel ruhigerer Stimmung zu Hause gekommen. Nachdem jedoch die Ruhe in der Stadt zurückgekehrt war, kamen unerwartet einige Soldaten, die einen Gerichtsbefehl zur Gefangennahme Hugo's vorzeigten und ihn in Fesseln fortführten“.

„Ihr seid sehr zu beklagen“, sprach Talesius mit Theilnahme, „denn Euer Sohn ist ein ehrlicher junger Mann, der sich nie an mir vergriffen hätte, wenn er nicht schlechten Menschen in die Hände gefallen wäre. Ihr wisset, daß ich selbst in Gefahr schwebe und keinen Einfluß mehr besitze; aber vielleicht bin ich durch Vermittlung meiner Freunde im Stande, Eurem Sohne zu helfen. Verlasset Euch darauf und seid versichert, daß mein Herz lebhaft an Euerm Unglück Theil nimmt! Meine Frau und Tochter werden Euch auch gerne nach Kräften hülfreiche Hand leisten. Wir wollen gemeinschaftlich für Euch beten, daß Gott Euch in Eurem Leiden stärke. Wo sollen Christen anders in den Tagen des Drangsales ihre Zuflucht suchen?“

„O, ich fühle mich hier so wohl“, sagte die alte Frau, „hier würde meine Seele ihre Ruhe wiederfinden können! Aber ich muß zu meiner einsamen Wohnung zurück“, fuhr sie fort, indem sie erschauerte, „zu jener Wohnung, wo mir so viele Erinnerungen übergeblieben sind, die mich mit Entsetzen erfüllen! Ich werde dort wieder verlassen und allein sein, allein mit allen meinen Erinnerungen“. Und seufzend bedeckte sie wieder ihr Angesicht mit beiden Händen.

Maria stand auf und flüsterte ihrem Vater einige Worte in's Ohr.

„Seid Ihr ganz allein dort?“ frug Talesius nach einigen Augenblicken. „Habt Ihr Niemanden, der Euch behülflich ist?“

„Ich bin allein, ganz allein, nun mein Hugo mir genommen ist“, gab die Wittwe zur Antwort.

„Sollte ich Euch einen Gefallen erweisen können, indem ich Euch bei uns aufnehme, bis Euer Sohn wieder zurückgekehrt ist?“ frug er.

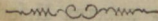
Die alte Frau sah den Bürgermeister mit großen Augen an. „Sollte das möglich sein?“ frug sie, während ihr Angesicht wie von einem Lichtstrahl erleuchtet wurde. Wie könntet Ihr so viel Böses mit Liebe belohnen können?“

„Christus hat zum Jüngling gesagt, der Ihn frug, was er thun müsse, um selig zu werden: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selber!“ sprach Talesius, „und wir Christen müssen uns freuen, wenn Gott uns die Gelegenheit schenkt, das Gebot der Liebe auszuüben. Vor wenigen Stunden ist eine andere Wittwe, die, ob schon aus ganz anderen Ursachen, um ihren Sohn weinte, hier im Herrn entschlafen; wir hatten sie liebevoll in unsere Mitte aufgenommen und haben sie bis zum Ende gepflegt. Gott scheint Euch uns gesandt zu haben, um ihre Stelle einzunehmen, damit es uns in diesen jammervollen Tagen nicht an einem Werke der Liebe fehle. Wir wissen nicht, was der morgige Tag bringen wird; aber ich danke inzwischen dem Herrn, daß Er Euch mir zugesandt hat, damit Ihr nicht verlassen bleibet. Wenn Ihr

wollt, so mögt Ihr versuchen, hier in unserem häuslichen Kreise Eure Gemüthsruhe wieder zu erlangen; meine Frau und Tochter werden Euch gerne Gesellschaft leisten“.

Die alte Frau schlug die Augen voll Thränen zum Himmel auf und sagte: „O ja, in diesem Hause will ich gerne bleiben, denn hier wohnt Gott“.

Und als sie sich zur Ruhe begab, und das Bildniß des gekreuzigten Gottmenschen und das Seiner jungfräulichen Mutter neben ihrem Bette stehen sah, da warf sie sich auf die Kniee nieder, um ihr Herz in ein langes und feuriges Gebet auszuschütten, und da kehrte auch langsam die Ruhe, die sie den Abend zuvor vergebens gesucht, in ihr Herz zurück. Denn der Herr nimmt die Sünder in Gnaden an und die Mutter der Schmerzen ist eine Mutter der Barmherzigkeit und die Trösterin der Betrübten, deren Beistand nie vergebens angerufen wird.



Anmerkungen.

1) Seite 12. Quirinus Dirkszoon, genannt Talesius, war der Sohn eines Tuchhändlers zu Haarlem und wurde am 12. November 1505 dort geboren. Er hat mit vielem Erfolg seine Studien der alten Sprachen und der Philosophie auf dem Bergischen Gymnasium zu Cöln vollendet und ist darauf nach Basel gegangen, wo er sieben Jahre lang seinem Landsgenossen Desiderius Erasmus beigestanden und sich hauptsächlich mit dem Abschreiben seiner lateinischen Werke beschäftigt hat. Erasmus gedenkt in seinen „vertraulichen Gesprächen“ des Quirinus mit vielem Lobe; er hat ihm auch den Namen Talesius gegeben. Man findet unter den herausgegebenen Briefen des gelehrten Rotterdammers auch einen an „Quirinus Talesius“. Ferner geht noch aus anderen Briefen des Erasmus an Richardus Pacaeus, Franciscus Delfus, Gerardus van Assendelft und Maximilian von Burgund hervor, daß er Quirinus Dirkszoon hochschätzte. In einem Briefe an den zuletzt Genannten, bei Gelegenheit von Quirinus' Rückkehr zum Vaterlande geschrieben, liest man u. A. Folgendes über Talesius: „'t Is een seedig (bescheiden) getrouw, sagtmoedig jonkman, in het Grieksz en latijn geleerder als hij wel schijnt. Begaafd met seldzame nederigheid; dus (also) heeft hij meer van binnen, als hij uiterlijk belooft (verspricht). Hij heeft nu al vele jaren mij gediend, en noit (nie) heb ik iemand gehad, die mij getrouwer of neerstiger (fleißiger) heeft geholpen. In opzigt (Betreff) van den arbeid der Studien schijnd hij als van staal. Om deze redenen (Gründe) pleegt Hubertus Bar-

landus hem te noemen (nennen) den Mariaanschen Muilezel“. Am Schlusse des Briefes wird gesagt: „Ik weet dat hij u noit sal bedriegen en daar maak ik mij sterk voor“ (da sage ich gut für).

Erasmus hat in seinem Testamente auch noch vierhundert Kronen an „seinen Quirinus“ vermacht.

Talesius, so wie Quirinus gewöhnlich genannt ward, wurde später, als er schon verheirathet war, Tuchhändler und Rheder und erwarb sich ein großes Vermögen. Wegen seiner großen Kenntnisse und seiner unantastbaren Rechtsschaffenheit wurde er schon früh mit dem Bürgermeisteramt bekleidet und war ebenso sehr bekannt durch seinen einfachen Lebenswandel und seine strengen Sitten, als durch seine Gelehrsamkeit. Er zählte die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit zu seinen Freunden und verkehrte ebenfalls sehr vertraulich mit den Bornehmsten des Landes; der gelehrte Abt Mannius van Egmond war sein Vetter. Es ist auch bekannt, daß Talesius sehr fromm war und täglich das Brevier las.

Nach dem Tode des Erasmus hat er dessen „Colloquia“ verbessert oder vielmehr gesichtet herausgegeben mit Hingewissung desjenigen, was den Frommen zum Aergerniß gereichen konnte, und ferner dessen, was die scharfe Feder des Rotterdamer Gelehrten mehr hinzugefügt hatte, um sich an seinen Gegnern zu rächen, als um zu unterweisen. Diese Ausgabe ist von den Leuven'schen Theologen approbirt.

2) Seite 12. Petrus Opmeer nennt diesen Haarlem'schen Bürgermeister Rosenveld, doch mit Unrecht, denn in der Unterschrift der Privilegien von Haarlem steht deutlich Roosvelt. Lambrecht Roosvelt war der Sohn eines seiner Zeit berühmten Malers, Jacob Roosvelt, und wurde zu Haarlem geboren im Jahre 1488. Er hat zu Leuven Philosophie und Jurisprudenz studirt. Bei seiner Rückkehr in seine Geburtsstadt wurde er Rector der lateinischen Schule, doch kurz darauf zum Amtsleben berufen, erst als Geheim-

schreiber und später als Rathsherr der Stadt, bis er endlich das Amt des Bürgermeisters erhielt. Roosvelt ist verheirathet gewesen, doch seine Frau ist jung gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Er war ein angesehenener Mann, bekannt durch seine große Gastfreundschaft und Uneigennützigkeit.

3) Seite 13. Meinardus Mannius war ein vortrefflicher Abt und ein sehr gelehrter Priester, der sich besonders eifrig darauf verlegte, die Sittlichkeit bei seinen Zeitgenossen und Untergebenen zu fördern. Egmond war eine der sechs herrlichen Abteien, die vor der Religionsverfolgung hier zu Lande der Kirche zur Zierde verstreckten; sie sind Alle während der Niederländischen Unruhen verbrannt und zerstört. Die Abtei Egmond, die dem Orden des Benedictus gehörte, war gegründet um 877. Die Aebte führten Stab und Ring und nannten sich von Gottes Gnaden Abt von Egmond.

In einer alten Handschrift findet man auch Folgendes über die Verwüstung des Schlosses und der Kapelle „Egmond op den Hoef: „Anno 1571, den 5ⁿ April, is den meineedigen, woesten Barthold Eutens, Luitenant van den grave van der Mark met sijn scheepsvolk, afgerigt tot Rooven en Moorden, tot Egmond op Zee gekomen, en na dat sij alles geplundert hadden, soo veel deze Water-Geusen sloop bergen konden, staken voort de Kerk, met 135 Huizen in brand, seer erbermelijk te aanschouwen“.

„Eindelijk in 't jaar 1574, den 7 Junij, is van wege den Geusen Gouverneur Diderik Sonoy, Egmond op den Hoef, het kasteel met de Canoniale Kapel geheel verwoest en verbrand. Dit huis of kasteel was seer heerlijk gebout, van Heer Arent van Egmond en van Ysselstein, in 't jaar 1307“.

Ein altes Gedicht, das auf die Verwüstung und den Verwüster anspielt, sagt:

„Is het niet een Snoye hand,
Die dit Ciersel van ons land
Destrueerde door qua raad,
Is dit niet een Snoye (schnöde) daad?“

Dirk Sonoy war vom Prinzen Oranien als Statthalter angestellt.

4) Seite 15. Cornelius Musius war einer der größten Männer seiner Zeit, der ebenso sehr durch seine Gelehrsamkeit, als durch seine Gottesfurcht sich auszeichnete. Er ist zu Delft geboren am 13. Juni des Jubeljahres 1500 und in der Kirche des heiligen Hippolytus getauft. Er erhielt seine Erziehung am Gymnasium zu Leuven, wo er alsbald über seine Mitschüler hervorragte. Später der Theologie sich widmend ist er nach Utrecht und Paris gegangen, wo er wegen seines glänzenden Talentes die Aufmerksamkeit der größten Männer erregte. Nachdem er zum Priester geweiht worden war, wurde er im Jahre 1538 zum Probst des St. Agatha-Klosters zu Delft ernannt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Musius hat verschiedene Werke geschrieben und war einst ein beliebter Dichter. So lange der Prinz von Oranien Statthalter war, fand er den größten Gefallen an Musius' Umgang, in dessen Wohnung er viel verkehrte. Die protestantischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sprachen von ihm mit dem größten Lobe. So sagt u. A. Hooft: „dat Heer Musius een man was van een soetelijken ommevang, sonder Opspraak (Vorwurf, Verleumdung, hier wohl: Beigeschmack) van Bitterheid, sulks (so daß) hij selfs den prince aangenaam was“.

Wir werden im zweiten Theile Gelegenheit haben, den gräßlichen Märtyrertod, den dieser ausgezeichnete Mann erleiden mußte, zu schildern.

5) Seite 42. Der ergreifende Tod dieser muthigen Frau hat eigentlich erst ein Jahr später stattgefunden. Wir haben jedoch gemeint — wenn wir auch gegen die Zeitrechnung verstoßen — dieses traurige Ereigniß, das so ganz in den Rahmen unserer Erzählung paßt, mittheilen zu dürfen, um so mehr, weil ihr Leben und ihr Tod ausführlich von dem uns bekannten Abt Meinardus Mannius beschrieben sind. Er sagt darin u. A. noch, daß die Leiche der Märtyrin durch Ebbe und Fluth so lange hin und her geworfen wurde, bis sie endlich vergangen war.

6) Seite 67. Gerard von Berkenrode war ein abgefallener Priester, der wegen seines unregelmäßigen Lebens und seiner revolutionären Umtriebe verbannt wurde. Opmeer nennt ihn einen ebenso grausamen, als unweisenden Menschen, der in großem Ansehen stand bei dem Prinzen von Oranien. Daß dieser vorzugsweise sein Vertrauen schlechten Priestern schenkte, wird wohl nicht dazu beigetragen haben, bei den Katholiken Sympathien für ihn zu erwecken. So war auch der berühmte Jan van Dmaal, ein ehemaliger Kanonikus und Handlanger des Grafen van Lumey, der Viel zu den Mißhandlungen und dem Tode der Märtyrer von Gorkum beigetragen hat, ein Vertrauter des Prinzen.

Daß Berkenrode grausam war, hat er in verschiedenen Städten unseres Landes bewiesen; sein Haß gegen die Religion, gegen die Priester und Mönche war grenzenlos. Dies hat sich besonders in Enkhuizen gezeigt, wo er eine Zeit lang wie ein wahrer Robespierre gehaust hat. Man hatte dort u. A. den Guardian des Klosters der Franziskaner, Daniel Arendonk, mit noch fünf Ordensbrüdern gefänglich eingebracht. Berkenrode ließ sie vor sich kommen, zeigte ihnen eine Hostie und frug: „Ist dies Euer Gott, den Ihr bis jetzt so gottesfürchtig angebetet habt und von dem Ihr all' Euer Heil erwartet?“ Arendonk ant-

wortete unverzagt, daß er nicht wisse, ob über dieses Brod die Worte des Priesters ausgesprochen seien; doch da man seine Ansicht über die Eucharistie hervorzulocken schien, war er bereit, öffentlich zu bekennen, daß die Priester die Macht besäßen, das Brod in Christi Leib zu verwandeln. Auf diese Antwort hin gab Berkenrode den Befehl, Arendonk und die übrigen Klosterbrüder sofort zum Galgen zu führen, welchem Befehle auch nachgekommen wurde.

Zum Beweise, daß der Aufstand gegen Spanien einen bestimmten anti-katholischen Charakter hatte, wird es nicht ungeziemend erscheinen, hier noch Folgendes hinzu zu fügen. In dem Gefängnisse, wo der Guardian Arendonk und die anderen Brüder eingeschlossen waren, befand sich auch ein Soldat, der sehr schlecht gelebt hatte und der wegen seiner Verbrechen zum Galgen verurtheilt war. Die frommen Klosterbrüder hatten nicht nachgelassen, ihn zu ermahnen, daß er sich bekehren möge, damit seine Seele nicht verloren gehe. Dies wurde bekannt und am folgenden Tage ließ man den Soldaten laufen.

7) Seite 68. Es kommt gewiß kein Name in der niederländischen Geschichte vor, der mit mehr Abscheu genannt wird, als der van Vargas, und nicht ganz mit Unrecht. Obschon — wie man dieses gewohnt ist — seine Thaten sehr übertrieben werden, so bleibt es eine Wahrheit, daß Vargas, der sich in Alba's Gunst zu dringen gewußt hatte, durch seine Härte oder lieber durch seinen Blutdurst, viel Unheil gestiftet hat. Er war Mitglied des Rathes gegen den Aufruhr, mehr bekannt unter dem Namen: Blutrath, und besaß ein großes Uebergewicht über seine Amtsgenossen, die sich als seine Werkzeuge gebrauchen ließen.

8) Seite 115. Während der Kreuzzüge des 12. Jahrhunderts wurde von den Christen die Stadt Damiate erobert. Bei dieser Gelegenheit haben die Kennemer,

unter der Anführung des Grafen Floris III. und seines Sohnes Willem sich besonders hervorgethan. Zur Belohnung dieser Tapferkeit ist die Stadt Haarlem durch den Kaiser mit einem Wappenschilde beehrt worden und zugleich mit einigen sehr wohl lautenden Glöckchen aus Damiate beschenkt, die in der Kirche des heiligen Bavo aufgehängt wurden und sich noch dort befinden.

9). Seite 157. Wir lassen hier Foxus eine List anwenden, um sich den kostbaren Schatz ganz oder theilweise anzueignen. Dies nimmt jedoch Nichts weg von der Wahrheit, daß der Prinz von Oranien einen reichlichen Antheil für sich in Anspruch nahm von dem, was den Kirchen gestohlen wurde. „Sein Heer“, sagt Dr. Nuyens, auf unwiderlegliche Quellen gestützt, „zog plündernd und zerstörend durch das Land. Es führte 3000 Wagen voll geraubter Güter mit sich. „Hatte Philipp die Schätze Perus zu seiner Verfügung“, sagt derselbe Geschichtschreiber, „der Prinz eignete sich das Gold, das Silber und die Edelsteine an, die seit Jahrhunderten durch den frommen Sinn unserer Väter in den Gotteshäusern aufgehäuft waren. Der Kirchenschmuck und das Eigenthum der Geislichen waren seine Goldminen“.

